

*Kontinuität und später Wandel:
Bemerkungen zur deutschen und deutschsprachigen
Mediävistik 1945–1970/75*

VON PETER MORAW

I.

Der Tatbestand, von dem im Vorwort zum vorliegenden Band die Rede sein könnte, davon nämlich, daß für jeden einzelnen der Beitragenden nach seinem Erleben ein je individueller Zugang zu seiner Thematik bestanden habe, sei auch für diesen Text in Anspruch genommen, ungeachtet des eher konventionellen, da notwendigerweise stark vereinfachenden Titels. Das geschieht gemäß der von den Herausgebern entworfenen und den Mitgliedern des Arbeitskreises gebilligten Grundstruktur der Tagung, die nochmals genannt sei: Vier allgemein-orientierende Vorträge über annähernd ein Vierteljahrhundert deutscher Mittelalterforschung sollen ein Rückgrat der Tagung bilden. Einen reizvollen, ungewohnten Aspekt solcher Individualität stellt das Faktum dar, daß der Autor zugleich einbezogenes Mitobjekt und formulierendes Subjekt dieses Themas ist, wenn auch jenes beim Blick auf die »feinste« der hier ausgewählten Gruppen nur für drei Jahre. In Richtung auf das zweite hier vorgestellte Ensemble währte die Zugehörigkeit vierzehn Jahre. Die erste Gruppe sind die alt-bundesdeutschen Ordentlichen oder C 4-Professoren für mittelalterliche Geschichte, die andere Gruppe die im mediävistischen Milieu Promovierten aus den deutschsprachigen Ländern.

Noch einmal zur Individualität: Dürfte man für einen Augenblick das ganze Fach »Geschichte« Alt-Bundesdeutschlands als ein kompaktes Gebilde betrachten, dann wäre das eine Einheit aus dem Blickwinkel der damals maßgebenden Kultusminister der elf »alten« Länder oder auch eine Einheit angesichts der deutschen Historikertage. Es wäre aber auch eine Einheit insofern, als die Gemeinsamkeit des wissenschaftlichen Erlebens wohl noch recht wirkungsvoll war gegenüber der sich in unserer Periode in ersten Signalen ankündigenden Auseinanderentwicklung der Teilfächer (zum Beispiel in Gestalt des Weges einiger und dann von immer mehr Kollegen von überwiegend humanistischer zu überwiegend sozialwissenschaftlicher Kompetenz). Wenn jenem damals noch so war, dann hat es in diesen Jahren am Anfang wohl vor allem zwei Zentren des Gesamtfachs gegeben: Köln und Heidelberg oder Heidelberg und Köln. Es war sein zweites großes, diesmal positives Erlebnis, daß der Autor in der Nachkriegszeit wissenschaftlich am unteren Nek-

kar¹⁾ großgeworden ist, noch gänzlich negativ geprägt vom ersten großen Erlebnis, dem des Kriegsendes, das in diesem Fall faktisch ein gutes Jahr länger als bis zum Mai 1945 gedauert hatte und mit einer radikalen, gewaltsamen Veränderung von Lebenswelt und Lebensunterhalt verbunden war. Gerade darauf zurückblickend halten wir es für richtig, daß Frau Privatdozentin Dr. Anne Nagel²⁾ aus dem Gießener Sonderforschungsbereich »Erinnerungskulturen«, von der in diesem Text noch mehrfach die Rede sein wird, die »Historikergeneration«, – also Jahrganggruppen gleichen zeitgenössischen Erlebens – zum Ordnungsprinzip ihrer Analyse der bundesdeutschen Mediävistik der zweiten Nachkriegszeit gemacht hat, mit einem theoretischen Vorlauf außerhalb des Fachs, der mindestens bis Karl Mannheim zurückreicht.³⁾ Frau Nagel ist Neuhistorikerin, entstammt einer ganz anderen Generation als der Autor dieses Textes, hat gutenteils auch andere Quellen benutzt und ist vor allem ungeachtet des gleichen Arbeitsorts in jeder Hinsicht unabhängig geblieben.

Wer seinerzeit, zehn Jahre nach Kriegsende, während der Studien- und Assistentenzeit des Autors, aus dem Ausland in das besiegte und verstümmelte Deutschland kam, der kam sehr oft nach Berlin und nach Heidelberg. So erinnern wir uns an Fernand Braudel, ja wir besitzen das Manuskript seines damaligen Vortrags (in ausgezeichnetem Deutsch),⁴⁾ und zwar als damals viel eher bestaunte als akzeptierte Botschaft aus einer sehr fernen, ganz an-

1) Robert DEUTSCH (Hg.), Eine Skizze im Alltagsleben der Historie, Heidelberg 1978; Geschichte in Heidelberg, hg. v. Jürgen MIETHKE, Berlin usw. 1982.

2) Anne Christine NAGEL, Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970: Personen – Strukturen – Themen, Ms. Gießener Habilitationsschrift 2003.

3) Karl MANNHEIM, Das Problem der Generationen, in: DERS., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, eingeleitet und hg. v. Kurt Hubert WOLFF, Neuwied, 2. Aufl. 1970, S. 509–565. Weitere Literatur bei NAGEL (wie Anm. 2). Ernst SCHULIN, Weltkriegserfahrung und Historikerreaktion, in: Geschichtsdiskurs 4, hg. v. Wolfgang KÜTTLER u. a., Frankfurt/M. 1997, S. 165–188; Karl Ferdinand WERNER, Ein Historiker der »Generation 1945« zwischen »deutscher Historie«, »Fach« und »Geschichte«, in: Erinnerungsstücke. Rudolf Vierhaus zum 75. Geburtstag gewidmet, Hg. v. Hartmut LEHMANN und Otto Gerhard OEXLE, Wien/Köln/Weimar 1997, S. 237–248; Jürgen REULECKE, Neuer Mensch und neue Männlichkeit. Die »junge Generation« im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: Jb. des Historischen Kollegs 2001, S. 109–138; Adolf LAUFS, Neunzehnhundertachtundsechzig – im Bild eines Zeitgenossen von der anderen Seite, in: Zwischen Wissenschaft und Politik, Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2001, S. 218–230. Vgl. die Reihe des Sonderforschungsbereichs Erinnerungskulturen in Gießen: »Formen der Erinnerung«, bisher 14 Bde., Verlag Vandenhoeck u. Ruprecht Göttingen.

4) O. Titel (1958), 12 Schreibmaschinenseiten. – Werner CONZE zu Braudel: HZ 181, 1951, S. 358–362. – Lutz RAPHAEL, Die Erben von Bloch und Febvre, Stuttgart 1994; Peter SCHÖTTLER, Zur Geschichte der »Annales«-Rezeption in Deutschland (West), in: Matthias MIDDELL, Steffen SAMMLER (Hg.), Alles Gewordene hat Geschichte, Leipzig 1994, S. 40–60; Peter SCHÖTTLER, Trotzige Ablehnung, produktive Mißverständnisse und verborgene Affinitäten, in: Geschichtsforschung um 1950, hg. v. Heinz DUCHHARDT u. Gerhard MAY, Mainz 2002, S. 65–80.

ders beschaffenen wissenschaftlichen Welt. Die Generation der Lehrer der Mediävistik nach 1945 hatte zumeist mit dem Ausland (ausgenommen Italien) kaum etwas zu tun gehabt; ausländische Literatur, soweit es sie damals gab, wurde kaum je zitiert, was man sich heute wohl nicht mehr vorstellen kann, Besuche ausländischer Kongresse waren selten. Von den meist national geordneten Themenkreisen bearbeitete jede nationale Historikerschaft die ihren innerhalb ihrer Tradition; die wenigen »privaten« Ausnahmen bestätigen gleichsam die Regel. Doch man muß darauf hinweisen, daß sich unter der konventionell-konservativen Publikations»decke« sehr wohl intellektuelle Neugier und weitgedehnte Einzelkontakte verbergen konnten, die der Aufmerksamkeit der Nachlebenden leicht entgehen. Gerade Heidelberg ist dafür ein gutes Beispiel. Vermutlich war die Differenz zwischen »offizieller«, vor dem Druck manchmal sorgfältiger als heute hin und her gewendeter Äußerung und persönlicher Meinung recht groß. Zu derselben Zeit war es üblich – auch dies sei benannt als Kennzeichen eines damals vielleicht »elitär-singulären« Heidelberger Habitus –, als sich im Umkreis der Promotion der Anflug eines inneruniversitären Weges des Neulings abzuzeichnen schien, klassisch-kontinuitätspflegerische Antrittsbesuche zu machen, aber nur »daheim«: bei den Monumenta Germaniae Historica in München, dem Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und beim Deutschen Historischen Institut in Rom, das man kaum als ausländisch veranschlagen kann. Dort überall hörte man als junger Mann »Offizielles«. Was Herbert Grundmann, Hermann Heimpel und Gerd Tellenbach, drei Große des Fachs, 1961/62 dem Greenhorn an Zeitanalysen und guten Ratschlägen mitzuteilen hatten, war gänzlich innerhalb des Titelstichworts »Kontinuität« zu Hause; etwas zum Stichwort »Wandel« oder gar etwas »Revolutionäres«, wie ein Thema oder eine Methode von anderswoher, war nicht mit einem einzigen Gedanken dabei. Zum Verständnis dieser Jahre gehören eben auch das Hervorheben der langen, noch als hundertprozentig rühmlich und vorbildlich verstandenen eigenen Fachtradition und der lange, düstere, durchaus auch lähmende Schatten des Krieges, gerade in Hinsicht auf Universität und Fachdisziplin. Dies wirkte sich aus bis hin zu manchen heute vergessenen Mechanismen, bis zu einem ansehnlichen spezifischen »Leistungsdruck«; denn die Kollegen gleichen Ranges (des Assistenten) am Seminar waren elf oder dreizehn Jahre älter, aus der Generation der Kriegsteilnehmer (sehr bekannte Namen), die nun auf die »Kriegsschulkinder« trafen. Gleichwohl sollte annähernd das gleiche auch von den Jüngsten geboten werden. Nicht alle haben diesem Anspruch standgehalten. Insgesamt gilt: Nur weil die politische und wohl auch die soziale, schließlich auch konfessionelle Geographie Mitteleuropas durch Krieg und Kriegsende so kräftig umgestülpt worden war – innerhalb des vielfach wie zur Täuschung erhalten gebliebenen äußeren fachlichen Gerüsts jedenfalls im Westen und zunächst auch noch im Osten –, geriet das Greenhorn ahnungslos und zugleich voraussetzungslos mitten da hinein – wie beim Schwimmenlernen mit Hilfe der Technik des Mitten-ins-tiefe-Wasser-geworfen-Werdens. Helfende regionale oder persönliche Vorbedingungen und Beziehungen, die eingeführt und gestützt hätten, ein Vertrautsein mit der akademischen Welt wenigstens im Prinzip, wie das eigentlich noch üblich war

(s. u.), gab es für ihn nicht. Vielmehr hatte ein altes Konversationslexikon dem Vater mitgeteilt, welches die berühmteste (damals weit entfernte) deutsche Universität sei, Rang mit Alter gleichsetzend.

Warum wird das alles erwähnt? Grundsätzlich sind wir im Einklang mit der modernen Wissenschafts- und Disziplinengeschichte mit Nachdruck der Meinung, daß Wissenschaft nicht ohne den Wissenschaftler gedacht werden darf, vor allem nicht eine Wissenschaft unserer Art. Sein Selbst auszulöschen kann ganz gewiß nicht mehr als erstrebenswert gelten. Eine Distanzierung des Fachs von den je eigenen, sich gerade in dieser Generation enorm wandelnden Lebenswelten seiner Träger erscheint uns extrem weltfremd, wenn es sich nicht gar um Selbsttäuschung oder Selbstbetrug handelt. Zum Umgang mit den Ergebnissen des Historikers und schon für dessen Rezeption von Ergebnissen der Vorgänger gehört unerbittlich die Frage nach den Entstehungsbedingungen dieser Ergebnisse, und ehe man andere mühselig danach suchen läßt, kann man davon einen Teil selbst ansprechen und andere Teile andeuten. Oder: Man muß darauf bestehen, daß neue Themen und neue Fragen, wenn es sie gab, bei den Jüngeren von damals in erster Linie lebensweltlich verankert sein konnten, während Fachautorität und Lehre zunächst so traditionell blieben, als ob nichts geschehen wäre. Um so höher ist gegebenenfalls die Toleranz der Etablierten zu schätzen, die die Personalentscheidungen und Entscheidungen über Qualifikationschriften für die Jüngeren fällten.

Zu solcher Art notwendiger und gewiß nicht einfach nur willkürlich-planloser Subjektivität gehört bei unserer Thematik zweifellos auch die Auswahl dessen, worüber man sich innerhalb des vorgegebenen Rahmens in diesem Band äußern soll. Daß die Einzelthemen, unter denen man auswählt, zumindest quantitativ geurteilt mindestens einer wie auch immer beschaffenen Monographie wert sind, wird niemand bezweifeln. Heute befaßt sich der Autor im wesentlichen mit zwei Aspekten oder Ansätzen, auch wenn sie hier beide nicht zu Ende gedacht werden können: mit dem sozialgeschichtlichen und dem disziplingeschichtlichen Ansatz. Im ersten Teil benützen wir zwei Datensammlungen, die wir nicht selbst erstellt haben: die Daten der alt-bundesdeutschen Ordinarien oder C 4-Professoren der Mediävistik zwischen 1945 und 1975 samt den von Mediävisten besetzten nächsten Nachbarprofessuren (Historische Hilfswissenschaften und Landesgeschichte) und von bestimmten Leitungspositionen im Fach (Monumenta Germaniae Historica, Max-Planck-Institut für Geschichte, Auslandsinstitute des Fachs Geschichte⁵⁾). Die zweite Quellengrundlage bietet das von den Monumenta Germaniae Historica erstellte

5) Zusammengestellt von Anne NAGEL auf der Basis der einschlägigen Nachschlagewerke und der Arbeiten von Wolfgang WEBER, Priester der Klio, Frankfurt/M. usw. 1984; DERS., Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Fachs bis 1970, Frankfurt/M. usw. 1984.

Verzeichnis der deutschsprachigen mediävistischen Hochschulschriften für die Jahre 1939 bis 1972/74 (gedruckt 1975).⁶⁾ Zusätzliches bieten die Dokumentation der »Versammlungen deutscher Historiker« seit 1949/51 und die einschlägigen Bände der »Historischen Zeitschrift«, des »Deutschen Archiv für Erforschung des Mittelalters« und zuletzt auch noch der »Zeitschrift für historische Forschung«. Die inzwischen erschienene Literatur gehört selbstverständlich dazu, zuletzt auch ausgewählte Fachgeschichten aus den Nachbarwissenschaften⁷⁾.

Mehr Einschlägiges als die Mediävisten haben in den letzten Jahren historiographisch und politisch interessierte Neuhistoriker⁸⁾ produziert. Auch hier wird das Abstrakte vom Miterleben bereichert. Vom Frankfurter Historikertag von 1998 her erinnert man sich der bleichen Gesichter der Kollegen und Schüler von Lehrern aus Köln und Heidelberg nach Abschluß der entsprechenden Sektion über die zeitpolitischen Verstrickungen von Kollegen der älteren Generation aus der neueren Geschichte. Es war auch eine Antwort auf die Frage, was im Fach wirklich geprägt hat und prägt: offenbar nachdrücklich und in hohem Maß die Schule des Lehrers, auch über Gesinnungsabgrenzungen der nächsten Generation hinweg. Was 1998 und schon einige Jahre zuvor formuliert worden war und ebenso durch Erschließung bisher kaum bekannten Materials wie durch scharf umrissene Meinungsbildung gekennzeichnet war, scheint inzwischen etwas gelassener beurteilt zu werden.

6) Hochschulschriften zur Geschichte und Kultur des Mittelalters 1939 bis 1972/74 (Deutschland, Österreich, Schweiz), zusammengestellt von Mitarbeitern der Monumenta Germaniae Historica, 3 Teile, München 1975.

7) Helmut BEUMANN, Zur Lage der Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland 1975, S. 13–25; Karl JORDAN, Aspekte der Mittelalterforschung in Deutschland in den letzten fünfzig Jahren, in: DERS., Ausgewählte Aufsätze zur Geschichte des Mittelalters, Stuttgart 1980, S. 329–344; Klaus SCHREINER, Führertum, Rasse, Reich, in: Wissenschaft im Dritten Reich, hg. v. Peter LANDGREEN, Frankfurt M. 1985, S. 163–252; Bernd FAULENBACH, Die Historische Zeitschrift, in: Tijdschrift voor Geschiedenis 59, 1986, S. 517–529; Klaus SCHREINER, Wissenschaft von der Geschichte des Mittelalters nach 1945, in: Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), hg. v. Ernst SCHULIN, München 1989, S. 87–146; Karen SCHÖNWÄLDER, Historiker und Politik, Frankfurt M./New York 1992; Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts, hg. v. Otto Gerhard OEXLE, Göttingen 1996; DERS., Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus, Göttingen 1996; Frank-Rutger HAUSMANN, »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg, Dresden/München 1998; Dieter BERG, Mediävistik – eine »politische Wissenschaft«, in: Geschichtsdiskurs 1, hg. v. Wolfgang KÜTTLER u. a., Frankfurt M. 1999, S. 317–330; Michael FAHLBUSCH, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik?, Baden-Baden 1999; Otto Gerhard OEXLE, Geschichtswissenschaft in einer sich ständig verändernden Welt, in: Wissenschaft 2001. Diagnosen und Prognosen, Göttingen 2001, S. 89–116; DERS., Von der völkischen Geschichte zur modernen Sozialgeschichte, in: Geschichtsforschung um 1950 (wie Anm. 4), S. 1–36.

8) Georg G. IGGERS, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, Göttingen 1993; Winfried SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1993; Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft (1918–1945), hg. v. Peter SCHÖTTLER, Frankfurt M. 1997; Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, hg. v. Winfried SCHULZE und Otto Gerhard OEXLE, Frankfurt/M. 1999.

Die Neuhistoriker sind auch darauf bedacht, ihre historiographische Vergangenheit in weitgespannten Perioden zu ordnen: zumeist 1750 bis 1815, 1815 bis 1890, 1890 bis 1960, 1960 bis heute.⁹⁾ An der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsgegenwart der deutschen Mittelalterforschung haben sie eher selten Interesse, obwohl diese doch eigentlich auch als jeweils zeitgeschichtliche Phänomene beurteilt werden könnten. In der Eröffnungsrede Gerhard Ritters am ersten Nachkriegshistorikertag in München 1949 kamen die Mediävisten nur einmal nebensächlich, das Mittelalter überhaupt nicht vor.¹⁰⁾ Auch in der Darstellung Wolfrums¹¹⁾ über die Geschichtspolitik in der Bundesrepublik (1999) fehlen sie völlig. Uns beschäftigt an jener Chronologie der Kollegen nur, daß das hier behandelte Zeitalter durchschnitten zu sein scheint: eben durch die Zäsur von 1960. Wenn man indessen berücksichtigt, daß sich die Mediävistik disziplingeschichtlich und sozialgeschichtlich vielleicht im Durchschnitt ein klein wenig langsamer bewegt haben mag als die neuere Geschichte, daß Wurzeln stets früher da sind als erste Blüten, die auch eher auffallen und daß eine gewisse neuzeitliche »Beschleunigung« oder Ungeduld diesen ihren Stoff »vorangetrieben« haben mag, dann sind wir beinahe schon dort, wo wir auch für die Mediävistik hingelangen möchten: »Kontinuität und später Wandel, 1945 bis 1970/1975«, mit – wie der Titel verspricht – einem deutlichen Einschnitt und (zwar der Klarheit halber unter Weglassung der Vorbereitungsphasen) mit deutlicher Sichtbarkeit und Wirksamkeit in der »letzten Minute«, ungefähr 1970/75.

Man wird wissen, daß sich auch mit diesem Thema, wie mit den anderen analogen dieses Bandes, nicht leicht umgehen läßt: nicht nur wegen des vielstimmigen Chors der selbst Beteiligten und der vom Hörensagen Informierten und nicht nur wegen der verabredeten Knappheit des Beitrags, der infolge seiner Lücken schon angesichts der erst Geschichte schaffenden Verknüpfung vergangener Tatbestände Schaden nehmen und Schaden anrichten mag. Schwierig ist die Sache auch ein wenig wegen der stärker akzentuierten Individualität der nachbarlichen Literatur¹²⁾. Auf jeden Fall hatte Konrad Repgen¹³⁾ schon früh die deutschen Mediävisten getadelt, weil sie ihre jüngste Fachgeschichte so wenig selbst dargelegt und ausgebreitet hätten, obwohl doch – nun kommt ein Lob aus dieser Perspektive – »spätere Generationen den Fortschritt« (dieser Mediävistik) »als die dauerhafteste und daher entscheidende Leistung der deutschen Historie nach dem Zweiten Welt-

9) Hans SCHLEIER, Epochen der deutschen Geschichtsschreibung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, in: *Geschichtsdiskurs 1* (wie Anm. 7), S. 133–156.

10) Gerhard RITTER, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft*, in: *HZ 170*, 1950, 1–22.

11) Edgar WOLFRUM, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland*, Darmstadt 1999.

12) Siehe Anm. 8 und öfter.

13) Konrad REPGEN, *Methoden- oder Richtungskämpfe in der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?*, in: *DERS., Von der Reformation zur Gegenwart*, Paderborn usw. 1983, 299–318, bes. 302. Vgl. *DERS., Die Lage der Geschichtswissenschaft*, in: *Geisteswissenschaft als Aufgabe*, hg. v. H. FLASHAR u. a., Berlin 1978, S. 204–217.

krieg ansehen werden«. Repgen ist Neuhistoriker. Mag die zweite Feststellung zutreffend sein oder nicht – wir zögern vorsichtig mit der Zustimmung –, die erste ist es: Da ein Anlauf zu der umfänglichen Darstellung durch einen Einzelautor langer Vorbereitung bedarf, wäre man in der Tat besser schon früher, wie beispielsweise die Soziologen im Jahr 1981¹⁴⁾, zumindest in Gestalt von Einzelstudien in Sammelbänden an das Publikum herantreten.

Dies geschah aber nicht, und speziell auf die heute der jüngeren Generation naheliegenden politischen Fragen, die (wie man hört) sich die deutschen Historiker bald nach 1945 selbst hätten stellen sollen oder die man an die deutschen Historiker hätte damals stellen können, mochte der eine oder andere Kollege direkt oder indirekt je für sich,¹⁵⁾ kaum aber die Mediävistik insgesamt oder repräsentativ antworten,¹⁶⁾ und gewiß in deutlich geringerem Maß als die neuere Geschichte. Warum? Chronologisch Älteres (der Stoff des Mittelalters) war nach 1945 zur Orientierung kaum gefragt, schien inhaltlich nicht umstrittener als »normalerweise« in einer an Kontroversen vergleichsweise armen Fachgeschichte und wurde demgemäß auch kaum in Frage gestellt. Viel eher ging es um einzelne Persönlichkeiten, die man als bekannte Professoren beachtete. Dank Hermann Heimpel weiß man wohl über Göttingen um 1945 am besten Bescheid, einiges kennt man auch aus Heidelberg (Fritz Ernst) und anderswoher: Man wird in unserem Zusammenhang diesen Spuren aber auch deshalb nicht allein folgen, weil uns an breiten und längerfristigen, möglichst repräsentativen Auskünften und noch mehr an Zahlen gelegen sein muß. Bekannt ist und möge unterstrichen sein, daß die Zäsur des Kriegsendes von den Beteiligten wesentlich intensiver erlebt wurde, als die auf Distanz und auf mittel- und langfristige Ergebnisse bedachten Zeitgeschichtsforscher zuzugestehen bereit sind.

Gleichsam »hinter« diese letztgenannte, eigentlich »mittlere«, weil ausgleichend-überpersönlich zu deutende »Ebene« der fachlich-institutionellen Kontinuitätsfrage blickend möchten wir die Aufmerksamkeit lenken auf die umstürzenden sozialgeographischen, auch konfessionsgeographischen und nur-geographischen Wandlungen und Einschnitte an der »Basis« der verbliebenen und der kommenden Generation. Diese Einschnitte hat gerade das traditionell unser Fach tragende höhere Bürgertum oder auch Bildungsbürger-

14) Geschichte der Soziologie, hg. v. Wolf LEPENIES, 4 Bde., Frankfurt/M. 1981; Wilhelm BLEEK, Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland, München 2001.

15) Siehe Anm. 1, 23, 24, 32. Hermann HEIMPEL, Neubeginn 1945, in: DERS., Aspekte, hg. v. Sabine KRÜGER, Göttingen 1995, S. 240–250; aus Heidelberg Fritz ERNST, Die Deutschen und ihre jüngste Geschichte, Stuttgart 1963; DERS., Im Schatten des Diktators, hg. v. Diethard ASCHOFF, Heidelberg 1996.

16) Immer deutlicher tritt als bemerkenswerte Sonderleistung hervor das wohl auch vom besonderen Heidelberger »Klima« angeregte Buch von Karl Ferdinand WERNER, Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1967. Vgl. DERS., Karl der Große in der Ideologie des Nationalsozialismus, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 101, 1997/98, S. 9–64. Vgl. DERS., Karl der Große oder Charlemagne, Sitzungsberichte der Phil.-hist. Kl. der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1995, Heft 4, S. 3–62.

tum, soweit es ältere Krisenzeiten überlebt hatte, hinnehmen müssen. Man kann wohl ganz generell in Deutschland seit der frühen Neuzeit, zumal im protestantischen, damals langfristige führenden und bald nach 1945 immer noch zumeist führenden Milieu, von der Existenz von Kerngruppen universitätsnaher Familien sprechen, die sich Generation um Generation ihrer speziellen Hohen Schule nahe fühlten. In Preußen war die Situation großräumiger. In jeder Generation lagerten sich neue Familien an und übernahmen die Eigenschaften der alten. Auch die »Könige der Wissenschaft« des 19. Jahrhunderts hatten Verbindungen zueinander gesucht, oder diese hatten sich eingestellt. Man kann sich dies kaum konkret genug vorstellen. Adolf Harnack, das Haupt der Berliner Wissenschaft um 1900, hatte sich mit einer Enkelin Justus Liebigs verheiratet, eines gut vergleichbaren »Monarchen« aus Gießen und München eine Generation zuvor, und das gewiß nicht zufällig. Wie man »ganz oben« miteinander umgegangen ist und was sich nach »weiter unten« zweifellos fortsetzte, erzählt unter anderen der erfolgreiche Wirtschaftswissenschaftler Georg Friedrich Knapp, seinerseits Großvater der Frau des ersten Bundespräsidenten Theodor Heuß. Knapps Onkel Justus Liebig, einer jener »Könige«, gab ihm wohlüberlegt eine gerahmte und signierte Fotografie seiner selbst mit, die der junge Mann dem großen Leopold Ranke überreichen sollte, nachdem Knapp Berlin als neuen Studienort gewählt hatte. Auch bei anderen sollte sich Knapp vorstellen, aber ohne dieses doch recht deutlich auszeichnende Präsent. So verkehrte fächerübergreifend ein »Monarch« mit dem anderen, in deren »Besitz« die Universitäten weithin waren¹⁷); und die Jüngeren ordneten sich demgemäß ein und erwarteten ihren eigenen Aufstieg.

Um 1945 waren solche Zusammenhänge vielfach erschüttert oder zerstört und hatten Mühe, wieder zu sich selbst zu finden, allerdings begünstigt durch das damals (1945) noch gut zwanzig Jahre lang unabhängig von der Zeitgeschichte fortdauernde, durchschlagend prägende »Gesetz« der kleinen Zahl (das heißt vor dem Wirksamwerden jener wunderbaren Universitätsvermehrung der sechziger/siebziger Jahre als Folge der Vermehrung der Studierenden). Immerhin waren Werner Conzes (s. u.), des weitbekannten Heidelberger Neuhistorikers, Assistenten etwa fünfzehn Jahre nach Kriegsende (wieder) so gut wie ausschließlich Professorenöhne und wenn möglich Söhne von Ordinarien der neueren Geschichte. In der Mediävistik war die Anzahl der beteiligten Personen noch kleiner. Wie aber auch immer: Wahrscheinlich war die Beschädigung oder gar partielle oder manchmal großflächige Zerstörung des traditionellen Sozialkörpers der Professorenschaft eine der grundlegenden Voraussetzungen dafür, daß sich die deutsche Mediävistik in vielen Landschaften zwar bei weitem noch nicht 1945, aber im geziemenden Abstand danach sich so sehr hat wandeln können.

17) Vgl. die Autobiographien und Biographien aus dem 19. Jahrhundert als Zeugnisse dieser dominierenden Gruppe.

Was aber damals nahe beim Kriegsende im Bereich der sozialen Voraussetzungen und im Bereich unseres Themas selbst geschah, – es geschah langsam und – das wiederholen wir – es war bezeichnet und gezeichnet von den tiefgreifenden menschlichen und materiellen Folgen, die der Weltkrieg mit sich gebracht hatte. Nur wer das erlebt hat, kann das wohl ganz verstehen. Die ältere der beiden Generationen, die bald danach ineinandergeschoben zum Aufstieg anstanden, war grausam gelichtet. Von Frauen, die in die Lücken hätten eintreten können, war noch lange nicht die Rede.

II.

Wir kommen zu einer Skizze der äußeren Bedingungen und exogenen Faktoren in der Geschichte der deutschen Mediävistik in den drei Westzonen und in der frühen »alten« Bundesrepublik samt West-Berlin seit 1945, für die andere oben benannte Datengruppe darüber hinaus auch zur Sowjetischen Besatzungszone und zur DDR, zu Österreich und der Schweiz. Die Grenze ist so weit oder so eng gezogen, wie präzise Daten vorliegen. Dies ist der hier entscheidende Gesichtspunkt. Die Skizze – für mehr ist nicht Raum – ersetzt eine Monographie nicht, soll aber die Notwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit einer solchen Grundlegung betonen, um die darauf aufruhenden endogenen Faktoren verstehen zu helfen. Das ist umso wichtiger, als es größere quantitative Veränderungen als in der ersten Generation der Nachkriegszeit im ganzen Jahrhundert nicht gegeben hat, und sie haben nach einiger Karenzzeit große qualitative Veränderungen mitermöglicht.

Die breiteste statistische Basis, über die man derzeit einschlägig verfügt, sind die 2122 mediävistischen Dissertationen, die vom 1. Januar 1946 bis zum 31. Dezember 1972 von den Philosophischen Fakultäten derjenigen damaligen vier deutschsprachigen Länder angenommen worden sind, die über Universitäten verfügten. Die thematische Abgrenzung dieser Arbeiten ist wie überall in diesem Text etwas schwierig; sie ist nach bestem Wissen vorgenommen worden und bleibt gleichwohl schwerlich ganz frei von (hoffentlich gezügelter) Willkür. Gezählt wurden allein »philosophische«, nicht theologische, juristische oder medizinische Dissertationen zum Mittelalter, beiseitegelassen sind die Spätantike, die Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte sowie die Philosophiegeschichte im strengen Sinn.¹⁸⁾

Alt-Bundesdeutschland, mit einem damaligen Bevölkerungsanteil von 66 Prozent an den Ländern deutscher Zunge, besaß einen Anteil von nur 62 Prozent an der Gesamtzahl unserer Doktoren. Da erkennt man wohl eine erste Kriegsfolge. Die vom Weltkrieg unbe-

18) Siehe Anm. 6.- Zur DDR vgl. Peter SEGL, *Mittelalterforschung in der Geschichtswissenschaft der DDR*, in: *Geschichtswissenschaft in der DDR*, Bd. 2, hg. v. Alexander FISCHER und Günther HEYDEMANN, Berlin 1990, S. 99–147; Martin SABROW, *Das Diktat des Konsenses*, München 2001.

rührt gebliebene Eidgenossenschaft hatte bei fünf Prozent Anteil der Deutschschweizer an der Gesamtheit von damals 90 Millionen Personen unserer Sprache einen Anteil von sieben Prozent. Die DDR bzw. die vorausgegangene Sowjetische Besatzungszone wiesen bei zwanzig Prozent Bevölkerungsanteil als bittere Konsequenz des Krieges und als Folge ihrer Universitäts- und Sozialpolitik ebenfalls nur sieben Prozent Beteiligung an der Doktorengruppe auf. Das ist ein erschreckendes, wohl bisher unbekanntes Ergebnis. Österreich mit neun Prozent Bevölkerungsanteil hatte einen Doktorenteil von nicht weniger als vierundzwanzig Prozent. Man konstatiert hier wohl – neuerlich überrascht – eine sich aus verschiedenen Gründen einstellende, vielleicht schon früher existente oder auch partiell noch fortbestehende Situation oder Phase der »Offenheit«; gerade im Vergleich zur Schweiz (auch ein Blick auf Bayern allein wäre wünschenswert). Insofern die Situation neu war, mag man auch an ein nach innen gekehrtes, bei sich selbst haltsuchendes, bestimmte Anforderungen vielleicht etwas lockerndes Selbstverständnis denken.

Hierzu ist eine zweite Maßzahl nützlich. Der Anteil der (nicht ganz leicht abgrenzbaren) landesgeschichtlichen Arbeiten betrug insgesamt durchschnittlich weniger als vierzig Prozent, bei den Österreichern aber fast die Hälfte, in der DDR nur ein Fünftel mit abnehmender Tendenz. Sicherlich gab es im Süden mehr »kleinteilige« Geschichte als im Norden, die auch quellentekhnisch wohl über einen etwas längeren, auch intensiver durchgearbeiteten oder vorbereitend bereitgestellten Zeitraum der Vergangenheit verteilt war. Aber es ging auch um nackte Zahlen und persönliche Entscheidungen. Die höchste Konzentration auf einen Doktorvater findet sich vielleicht kaum zufällig an einer südösterreichischen Universität mit nicht weniger als 2,2 Prozent aller mediävistischen Dissertationen des ganzen Sprachgebiets in jenem Vierteljahrhundert. Wie aber auch immer gemischt und bewertet: Der enorme Anteil und damit auch die enorme Prägung der deutschsprachigen Mediävistik durch landesgeschichtliche Inhalte und Methoden, was im Bewußtsein des Gesamtfachs noch kaum angemessen verankert ist, erscheint besonders auffällig.¹⁹⁾ Erst nach und nach hat die Landesgeschichte auch neuzeitliche Inhalte in größerer Menge aufgenommen.

Wir blicken fortan auf Alt-Bundesdeutschland allein, weil hier komplexere Daten und Zahlen besser bekannt sind und sich besser kommentieren lassen. Die Anzahl der Universitäten der drei westlichen Zonen (samt Saarland, aber ohne Berlin vor 1949, dem Gründungsdatum der Freien Universität) betrug anfangs vierzehn. Die Endzahl von 1975 lautet 34. Selten kann man einen Tatbestand, der so wichtig ist, so knapp formulieren. Zu deren jeweiligen Ordinarien treten in unserer Rechnung, wieder für 1975, jene vier Inhaber von Positionen in der Mediävistik hinzu, die allgemein als lehrstuhlgleich gelten: der Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, der Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom, der Direktor (später einer der beiden Direktoren) des Max-Planck-In-

19) Vgl. auch den Beitrag von Matthias WERNER in diesem Band.

stituts für Geschichte in Göttingen und der Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Paris. Was geschah in diesem ganzen Milieu bei Kriegsende? Im vollendeten Jahr 1945 lassen sich in dieser »Landschaft« vierzehn kontinuierlichtragende Lehrstühle der Mediävistik (der Gleichklang mit der damaligen Anzahl der Universitäten ist zufällig) aufweisen, deren Inhaber – jedenfalls von außen gesehen – weiter wirkten, als ob um sie herum nichts Umwälzendes geschehen wäre. Theoretisch hätten es 21 Lehrstühle, die Monumenta-Präsidenschaft und die Direktion in Rom sein können. Zwei Drittel Kontinuität versus ein Drittel Diskontinuität, das teilen die Zahlen auf den ersten Blick mit.

Solches ist freilich recht formal gedacht, wie man nun wieder an der Zahl der Promotionen ablesen kann. Was geschah in den Seminaren konkret? Wie zu erwarten treten die beiden Notjahre 1946 und 1947 überaus deutlich hervor, mit ganz geringen Dissertationenzahlen. Nach einer Normalisierung vielleicht auch im Zusammenhang mit der Währungsreform von 1948 setzte seit 1951 ein »Hoch« ein, als die ersten Nachkriegsabiturienten beiderlei Geschlechts ins Promotionsalter traten und in diesem Milieu die so schlimm gelichtete Kriegsteilnehmergeneration zumeist ablösten. Das dauerte von 1951 bis 1957. Es folgte ein quantitativer Abstieg oder eher – wie wir annehmen – eine Normalisierung von der Dauer fast eines Jahrzehnts mit dem Tiefpunkt im Jahr 1962. Von 1968 an zeigte sich ganz unvermittelt ein starker Zuwachs – ein erster Hinweis darauf, daß die Dinge aus exogenen, partiell auch aus endogenen Ursachen (s. u.) in Bewegung gerieten, und zwar ganz sicher nicht einfach »nur« politisch, da man für das Studium vom Abitur an bekanntlich mit einer Zeitspanne von fünf bis sechs Jahren rechnen wird. Die Promotionszeit war damals wesentlich kürzer als heute, die Arbeiten weniger umfangreich. Der Autor kam sich mit sechs Jahren vom Abitur bis zur Promotion »alt« vor und schrieb dies der erst nach und nach abgebauten Außenseiterposition zu. Die Zunahme der Zahlen erreichte sehr rasch ihren Höhepunkt im Jahr 1971 mit gegen achtzig mediävistischen Promotionen jährlich. Weiter reicht das statistische Material nicht.

Es fällt auf, daß der vorhin erwähnte Anteil der Landesgeschichte die ganze Zeit hindurch stabiler blieb als die Summe der Themen aus der klassischen Mitte des Fachs; jener Anteil konnte in Jahren mit geringeren Promotionszahlen mehr als fünfzig Prozent erreichen. Dies war wohl eines der Argumente zugunsten des auch generell bemerkenswerten Faktums, daß die bald einsetzende Lehrstuhlvermehrung das »klassische« Mittelalter deutlich weniger betraf als die Fächer der unmittelbaren Nachbarschaft, zumal die Landesgeschichte. Zu deren Gunsten sprach wohl auch das sich seit 1990/91 in einem zweiten Anlauf weiter östlich wiederholende Bestreben, die nach 1945 öfter neu zusammengesetzten deutschen Länder auch historisch zu legitimieren. Berufen wurden dafür Mediävisten.

Eigentlich kommt es uns aber auf etwas noch Wichtigeres an. Auf der Basis dieser Zahlen geht es um einen ersten Eindruck vom Themenwandel des Fachs – zunächst anhand der Titel der Doktorarbeiten. Wir lenken dabei das Interesse allein auf die Veränderung, die sich in Gestalt der Verschiebung des (historisch-)chronologischen Schwerpunkts der Dissertationsthemen geltend macht. Wir werden im letzten Teil des Beitrags davon spre-

chen, daß man der Chronologie Symbolcharakter zusprechen sollte, so daß sie für eine ganze Skala von Veränderungen stehen kann: und zwar vor allem für die Zeitspanne von nicht lange vor und (vorerst) bis 1975, dem Schlußpunkt dieses Beitrags. Gemessen in Fünfjahresschritten zwischen den Randdaten 1946 und 1970 fiel bei den zeitlich fixierbaren Dissertationsthemen, einer sehr großen Mehrzahl, der Anteil des Hochmittelalters ziemlich kontinuierlich von sechzig auf vierzig Prozent und stieg der Anteil des Spätmittelalters von zwanzig auf vierzig Prozent, der »Rest« war frühmittelalterlich. So standen 1970 beide Großperioden gleich auf: der Umschwung, der das Ende unseres gesamten Zeitraums so klar kennzeichnet, hatte seine Vorgeschichte.

Weiterhin für die Analysejahre 1946 bis 1971 und für Alt-Bundesdeutschland (einschließlich Westberlins und des Saarlandes) lassen sich analog zu den Promotionen 56 Habilitationen ermitteln, deren Kernbestandteil mittelalterliche Geschichte gewesen ist oder deren Autoren sich ganz oder deutlich überwiegend als Mediävisten verstanden und verstehen (nach Befragung in den Zweifelsfällen). Ein erster bemerkenswerter Tatbestand ist der, daß ein kontinuierliches Habilitationswesen und damit ein geregeltes »Institut« Habilitation in der Mediävistik, auf das man sich gleichsam verlassen und einstellen konnte, erst im Jahr 1957 neu begonnen hat. Zuvor fanden seit 1946 zwölf Habilitationen in gänzlich unregelmäßigem Rhythmus statt, gar keine – soweit man sieht – in den Jahren 1946, 1948 und 1949, 1954 und 1955. Im Durchschnitt folgten dann seit 1957 drei Habilitationen jährlich, mit den Höhepunkten 1958 (sieben) und 1961 (sechs). In den Jahren 1968 und 1970 gab es offenbar keine Habilitation. Beachtenswert für kommende bundesdeutsche Ordinarien waren auch österreichische Habilitationen (drei), sodann je eine in Berlin [Ost], Leipzig und in Prag. »Habilitationshauptstädte« waren München mit zehn und Freiburg im Breisgau gar mit zwölf Fällen. Man bemerke schon hier die Verlagerung nach Süden als eine sehr wesentliche Neuerung der Nachkriegszeit. Denn der Autor ist der Meinung, daß Lage, Umland und geistige Umwelt der Universitätsstadt, kurz ihr Habitus, die Ergebnisse des historischen Arbeitens im Fach wesentlich mitprägen und daß auch nicht selten eine Art »Wahlverwandtschaft« zwischen dem Historiker, seinen Themen und seinem Arbeitsort besteht.

Habilitationen sind bekanntlich Fakultätsangelegenheiten und benötigen eine längere Anlaufzeit: so war der Zuwachs an jungen Leuten deutlich geringer als bald die Stellenvermehrung im Professorenrang. Das heißt: Die Lage war günstig für den Nachwuchs, der nun wie gesagt sehr ansehnlich aus Habilitationsstätten im Süden kam – ganz anders als in der Vorkriegszeit –, und die Lage blieb so günstig noch einige Zeit. Aus der erwähnten Zahl der Habilitierten erreichten, gewiß aus ganz verschiedenen Gründen, (nur) fünfzehn Personen kein Ordinariat. Unter den Habilitierten war Laetitia Boehm, die man nach eigener Angabe überwiegend dem Mittelalter zurechnen darf, die einzige Frau; die alleinige andere Ordinaria, Edith Ennen, erreichte diesen Rang ohne Habilitation.

Dieser Situation, die ihre Steigerung oder Zuspitzung wohl erst nach 1975 erfahren wird, so daß zum Beispiel auch das Thema »Schulenburg« in der hier abgegrenzten

Phase nicht ausreichend behandelt werden kann, entsprachen (vorerst?) relativ flache Habilitationshierarchien als Normalfall. Wer allzuviel Verflechtung sucht, wird – jedenfalls was die Außenseite oder gar die spektakuläre Seite solcher »Verdichtungen« betraf – von den hier ins Auge gefaßten Jahren eher enttäuscht sein. Erst der Blick auf das komplette Nachkriegshalbjahrhundert wird es möglich machen, eine vollständige und hoffentlich auch vergleichende Analyse in Richtung auf die Arbeiten von Lutz Raphael oder auch Pierre Bourdieu²⁰⁾ zu bieten, jedenfalls so weit die Dinge offensichtlich sind. Wie viele vermuten werden, hat Gerd Tellenbach in Freiburg im Breisgau (s. u.) bis 1975 am meisten habilitiert (siebenmal), Johannes Spörl in München viermal. Die Zahl der nichthabilitierten Ordinarien ist größer, als wohl manche annehmen: nicht weniger als zehn. Solche holte man sich auch, falls das typisch sein sollte (Ahasver von Brandt aus Hamburg/Lübeck z. B. nach Heidelberg), auch aus dem Norden, wo man weniger habilitiert hatte. Am wichtigsten dafür war als Voraussetzung die höhere Archivarslaufbahn.

Wesentlich ist uns abermals das Konstatieren des Wandels der Habilitationsthemen. Wie schon bei den Dissertationsobjekten (dort ist es unerwähnt geblieben) ist als erstes beachtenswert, wie wenige Stoffe inhaltlich und regional vom geraden und einigermaßen gebahnten oder auch »klassischen« Weg der deutschen Geschichte und der Kirchengeschichte des Mittelalters abwichen, mögen sie im Einzelfall methodisch noch so innovativ gewesen sein. Konformität zumindest nach außen hin war wohl, wie oben schon festgestellt wurde, ein fundamentales Kennzeichen des Zeitalters. Selbst die Kontroversen schienen in gewisser Hinsicht »konform« gewesen zu sein (s. u.). Was wieder das Verhältnis von Hoch- und Spätmittelalter betrifft, so mag die intensivere Pflege der besten Schüler im wenigstens relativ bestehenden Vorwalten des hohen Mittelalters erkennbar werden – wesentlich deutlicher jedenfalls als bei den Doktorarbeiten, bei denen man offenbar mehr gewagt hat. In den frühen siebziger Jahren war ein Gleichstand des Spätmittelalters mit dem Hochmittelalter bei den Habilitationen noch nicht erreicht. Ob man damit eher die Väter oder die Söhne charakterisiert oder diesen oder jenen gar ein wenig Unrecht tut, wenn man die Habilitationsthemen insgesamt als eher klassisch bezeichnet, sei offengelassen. Denn die Betroffenen könnten mit gutem Recht auf die viel anspruchsvollere Vielfalt der Aussagen in Arbeiten solchen Ranges hinweisen.

Den »harten Kern« dieses Abschnitts bildet der Versuch, die 110 mediävistischen Ordinarien oder C 4-Professoren Alt-Bundesdeutschlands zwischen 1946 und 1972 auch sozialgeschichtlich ganz kurz zu kommentieren, als die man – wie wir schon wissen – zwei Damen und 108 Herren benennen kann.²¹⁾ Auch diesmal sei bei den äußeren Gegebenheiten begonnen. Den Rahmen bildeten bekanntlich ausnahmslos Beamtenpositionen auf Lebenszeit im Unterschied zu den auch damals häufig »freischwebenden« Doktoranden und

20) RAPHAEL (wie Anm. 4); PIERRE BOURDIEU, *Homo academicus*, Frankfurt/M. 1988.

21) Vgl. NAGEL (wie Anm. 2), S.102ff.

Doktoren, Habilitanden und (nur) Habilitierten. Es fehlen bei uns leider die einigermaßen stabilen Positionen zwischen den beiden Hauptgruppen von »oben« und »unten« (der Ordinarien und der »nur« Promovierten). Diese – einst Diätendozenten genannt – waren in dessen bis 1970/75 noch gering an Zahl, während man sie in der folgenden Phase der bundesdeutschen Hochschulgeschichte kaum mehr vernachlässigen kann.

Von Frau Dr. Nagel, die dies ausführlich begründet hat, übernehmen wir die Bezeichnung und die Gliederung nach Generationen, die den Ausgang beim Urerlebnis des Ersten Weltkriegs nehmen.²²⁾ Was machte die Generation aus? Nun schärfer als oben formuliert: Analoge Fundamental-Erfahrungen bei ansehnlicher sozialer Homogenität. »In Europa gingen die Lichter aus«, dieser mit Recht sehr bekannt gewordene Satz kennzeichnet auch für uns den gerade erwähnten ersten und insgesamt wichtigsten Einschnitt des Jahrhunderts. Das eigene Erleben des Autors kann eine Zäsur dieses Typs mit Nachdruck bestätigen, diesmal altersgemäß im Hinblick auf den Zweiten Weltkrieg.

Würde man ein ganzes Buch über unser Thema schreiben, so sollte man den Anfang bei der Bevölkerungspyramide der Deutschen nehmen, die als Folge der beiden Kriege ein äußerst krankhaftes Aussehen angenommen hat. Dies hatte für das Fach die gravierendsten Folgen – in der Praxis von einst erlebt als Anhäufung zahlreicher kleiner Anomalien, die man wohl großenteils auch Verspätungen nennen kann. Was die Wirkungen in der Summe betrifft, so läßt sich der Eindruck kaum abweisen, daß das im Vergleich zu westlichen Nachbarländern hohe Maß an wissenschaftlichem Konservatismus (und wohl auch Pessimismus), das man in dieser Generation beobachtet, auch mit diesem Befund zusammenhängt.

Frau Dr. Nagel zählt 112 Personen, ganz leicht von uns abweichend, von denen – wir zitieren aus ihrer Habilitationsschrift – 59 vor 1918 und 53 nach 1918 geboren waren. Die erste Gruppe gliedert sich in die »Frontgeneration« von 22 Personen (sie haben ausnahmslos am Krieg teilgenommen) und in 37 Personen, die der »Kriegsjugendgeneration«, wie sie sagt, angehört hatten. Sie waren dann die Teilnehmer des Zweiten Weltkriegs. Wir vergleichen der Kürze halber nur ein, aber ein wesentliches Sozialdatum, das wohl wirklich die »magische Zahl« der Professorenkarrieren darstellt, das Erstberufungsdatum. Die »Frontgeneration«, in der Vorkriegszeit aufgewachsen, erlangte ihren ersten Lehrstuhl durchschnittlich mit vierzig Lebensjahren. »Vierzig Jahre« ist gleichsam ein langfristiges Orientierungsdatum für unser Thema im ganzen Jahrhundert. Stattdessen benötigte die »Kriegsjugendgeneration« durchschnittlich fünf Jahre länger. Es waren fünf langgedehnte Jahre, die man nie vergessen hat. Am schlüssigsten geht aus den Erinnerungen Hermann Heimpels²³⁾ hervor, daß man sich angesichts solcher Verzögerungen als »überflüssige Generation« verstanden hat, eine Lage, die sich bedauerlicherweise um die Wende zum

22) Ebd.

23) Hermann HEIMPEL, *Die halbe Violine. Eine Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München*, Wiesbaden 2. Aufl. 1958 (zuerst 1949).

21. Jahrhundert annähernd – unter noch komplexeren Begleitumständen – zu wiederholen scheint. Ob es so etwas wie Erschöpfung war oder auch mehr – jedenfalls läßt sich auch für die fünfziger Jahre des Jahrhunderts womöglich ein drittes Mal eine nicht unähnliche Haltung erkennen. So klang es etwa im Jubiläumsband²⁴⁾, der 1958 das hundertjährige Bestehen der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München feiern sollte – bekanntlich der zweiten wesentlichen Editions- und noch mehr Repräsentationskörperschaft unseres Fachs (diesmal zusammen mit der Neueren Geschichte) im gesamten deutschen Raum neben der Zentralkommission der »Monumenta Germaniae Historica«.

Die zweite Hälfte der ganzen obengenannten Gruppe, nun wie erwähnt 53 Personen, geboren zwischen 1919 und 1949, bezeichnet Frau Nagel als »Zwischenkriegsgeneration«.²⁵⁾ Elf Personen sind davon nach 1933 und 42 vor diesem Jahr geboren worden. Während die zuvor benannte »Kriegsjugendgeneration« zwischen 1945 und 1965 auf den Lehrstühlen des Fachs zum Zug kam, wird sich die »Zwischenkriegsgeneration« der Lage gegenübersehen, die die sogleich zu beschreibende »Lehrstuhlrevolution« in Alt-Bundesdeutschland geschaffen hatte: einer viel günstigeren Situation. Der Untergruppe der elf nach 1933 geborenen Personen ging es besser als den Vorausgegangenen, denn sie kamen mit durchschnittlich 41 Jahren zum ersten Lehrstuhl. Dazu gehört auch der Autor mit 37 Jahren – zu dieser »Kriegskinder- und Nachkriegskindergeneration«. Hineingeboren in die eingangs privatim beschriebenen Umstände hatte man sich schon mit Promotion und Habilitation beeilt, gleichsam um das Schicksal, das einen als Kind hatte überleben lassen, nicht zu enttäuschen.

Diese Lage, allein von auswärtig-außerwissenschaftlichen Faktoren geschaffen, korrespondierte, wie man im letzten Teil des Beitrags – aber vor allem in der in diesem Band folgenden Analyse von Peter Johanek und bei Anne Nagel – erfahren kann, mit einem wissenschaftlichen Aufbruch (jedenfalls von einigen). Es waren auch die letzten Jahre der damals fast grenzenlos erscheinenden Möglichkeiten »Wohlstandsdeutschlands« (mit ökonomischen Zuwachsraten des Sozialprodukts im Land des Wirtschaftswunders von acht bis elf Prozent jährlich), ehe im Winter 1973/74 die Weltwirtschaftskrise unserer Generation ausbrach. Ein Wachstum, das unbegrenzt schien, schlug jäh in öffentliches Sparen um.

Wir kehren zu unseren 112 Personen zurück. Im Jahr 1945/46 bestanden wie erwähnt in den drei Westzonen Deutschlands vierzehn Universitäten, die wiedereröffnet oder sogleich neugegründet wurden. Die Beschaffenheit der damaligen Ordinariengruppe in unserer Disziplin unausgeglichen nennen, heißt die Lage beschönigen. Wie aus längstvergessener Lebenswelt herüberraend arbeiteten auch in der Mediävistik Kollegen, die unter

24) Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958, Göttingen 1958. Vgl. noch 1971 Reinhard KOSELLECK, Wozu noch Historie?, in: HZ 212, 1971, 1–18.

25) NAGEL (wie Anm. 2), S. 16.

Kaiser Wilhelm habilitiert worden waren, nämlich in den Jahren des Friedens 1907, 1908 und 1909, dann auch 1914 und 1916 im Weltkrieg. Es folgten vom Jahr 1920 an die in der Republik Habilitierten, bunt gemischt von Inhabern von katholischen Konkordatslehrstühlen, die auch Hitler nicht hatte beseitigen wollen oder können, bin hin zu (wenigen) Günstlingen, (nicht wenigen) Mitläufern und (wenigen) Gegnern des neuen, seinerseits – als dritter Zusammenbruch innerhalb kurzer Zeit – bald untergegangenen Systems. Es scheint gänzlich undenkbar, daß die dichte Abfolge dieser Zäsuren für den wissenschaftlichen Habitus folgenlos geblieben ist. Niemand konnte die lange Dauer der kommenden Stabilitätsphase – von der aus die Späteren urteilen – voraussehen. Die Kollegen von damals wurden später von den Jüngeren über ihre seinerzeitigen politischen Haltungen nicht befragt, auch vom Autor nicht. Die Angehörigen der neuen jüngsten Gruppe vermochten ihrerseits als Neuberufene an neuen Gestaltungsfragen mitzuwirken (oder auch nicht) und nahmen sich erst recht der späteren Lehrstuhlbesetzungen an.

Die Lage im generellen änderte sich schon angesichts jener bemerkenswerten »Habilitationpause« von 1945 bis 1956, von der gesprochen worden ist, nicht sehr rasch. So konnte die Situation kaum oder überhaupt nicht anders sein als »konservativ«. Das muß man sich als erstes vergegenwärtigen, ehe man an den wissenschaftlichen Habitus der deutschen Nachkriegs-Mediävistik vor 1970/1975 fragend herantritt. Zu diesem Habitus gehörte, daß die ganze Gruppe so geschlossen wirkt und beinahe keinen Außenseiter zuließ. Im strengsten Sinn war in der Tat nur ein einziger ein Außenseiter, der uns noch als Gegenspieler von Walter Schlesinger beschäftigen wird, der Gießener Lehrstuhlinhaber für mittelalterliche Geschichte und deutsche Landesgeschichte František Graus, ein mährischer Jude deutscher Muttersprache und tschechischen Bekenntnisses, zuletzt bis 1945 in Theresienstadt, dann mit Studium, Promotion und Habilitation in Prag der Nachkriegszeit.²⁶⁾ Er, anschließend Professor in Prag an der Akademie der Wissenschaften, hat den sogenannten Prager Frühling zum Übertritt in den Westen oder strenggenommen zum Verbleib im Westen benutzt.

Wir kommen nun zum wichtigsten Faktum dieses Abschnitts, zum Zuwachs an mediävistischen und eng verwandten Professuren (Landesgeschichte und Hilfswissenschaften) zwischen 1949 und 1972. Wieder sind nur Ordinariate oder C 4-Professuren veranschlagt. Der Zuwachs war die Folge des generellen, von bildungspolitischen und politischen, kaum von wissenschaftlichen Antrieben gesteuerten Ausbaus des bundesdeutschen Hochschul- und Studiensystems im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts. Dieses Geschehen hat quantitativ – wie man mit Nachdruck feststellen muß – nicht seinesgleichen in der ganzen deutschen und wohl auch nicht in der ganzen europäischen Universitätsgeschichte. Der Ausgangsbestand im beschriebenen Gebiet war für die Mediävistik wie erwähnt 21 Lehrstühle. Der Endstand (nun einschließlich Westberlins) belief sich zum Schlußstichjahr

26) Siehe zu Anm. 47.

1972 auf 69 Lehrstühle. Es handelte sich also um einen Zuwachs auf mehr als das Dreifache. Dazu traten die inzwischen insgesamt vier Sonderpositionen, von denen schon die Rede war, so daß früher oder später insgesamt 73 Stellen höchsten Ranges (hintereinander auch mehrfach) besetzbar waren, ungerechnet das nun recht großzügig bemessene Begleitpersonal aller Rangstufen bis zum Außerordentlichen Professor, später C3-Professor. Im einzelnen war von 1949 bis 1961 zunächst jährlich im Durchschnitt eine ordentliche Professur hinzugekommen. Von 1962 bis 1972 gab es einen steilen Zuwachs mit durchschnittlich mehr als drei neuen Stellen jährlich. Der Höhepunkt war 1964 mit sechs neuen Positionen erreicht.

Formulieren wir nun noch rasch die einfachste der inhaltlichen Fragen – wenigstens an die Erstbesetzungen –, diejenige nach der Chronologie der Arbeitsfelder. Die Chronologie ist, wir erinnern daran, auch symbolisch zu verstehen – als Chance, wenn nicht schon als Signal der Öffnung zu ganz neuen Forschungsgebieten und Arbeitsfeldern, auch Horizonten, von denen man manche bis hin zur Stauferzeit schon aus Quellennot kaum hätte voll überzeugend behandeln können. Wir antworten summarisch: Die (rechnerisch) 36 Neulinge zwischen 1962 und 1972 verteilten sich nun wie eins zu eins auf Früh- und Hochmittelalter einerseits und auf das späte Mittelalter andererseits. Das Fach hatte damit innerhalb eines Jahrzehnts ein neues Gesicht erhalten. Genau so wichtig war der Vollzug des Umsturzes der geographisch-konfessionellen Herkunftsverhältnisse der Ordinarien des ganzen Fachs »Geschichte« in Deutschland. Sie waren bisher und zwar seit einigen Generationen zu etwa drei Vierteln aus Großstädten des preußischen Nordens und auch des preußischen Westens gekommen. Fast die Hälfte hatte in Berlin studiert, mehr als die Hälfte waren Abkömmlinge des beamteten höheren Bürgertums im weiten Sinn, und sie hatten überwiegend protestantische Elitegymnasien besucht.²⁷⁾ Kein Katholik war unter Hitler im »Altreich« erstmals auf einen Lehrstuhl der mittelalterlichen Geschichte berufen worden, stattdessen zehn Protestanten, Herbert Grundmann nannte sich als elfter »gottgläubig«. Nach 1945 erfolgte ein Gegenschlag; bis 1950 wurden sechs Katholiken, aber kein Protestant berufen.²⁸⁾ Die sozial-konfessionell-geographische Herkunftssituation der Jüngsten ist noch zu untersuchen. Damit mag sich auch Frau Dr. Nagel befassen. Ganz sicher war die neue Lage völlig anders als die bisherige.

27) Wolfgang WEBER, Sozialgeschichtliche Aspekte des historiographischen Wandels 1880–1945, in: Geschichtsdiskurs 4 (wie Anm. 3), S. 90–107.

28) NAGEL (wie Anm. 2), S. 25 ff.

III.

Wir kommen zum letzten Abschnitt. Selbst der allerknappste Versuch, die wichtigsten wissenschaftlichen Inhalte der Mediävistik unserer oftgenannten Zeitspanne in Erinnerung zu rufen – um mehr kann es in einem Vortrag nicht gehen – kommt nicht ohne absichernde Vorbemerkungen aus. Selbstverständlich ist jede Auswahl subjektiv. Selbstverständlich geht es auch nicht um primitives Besserwissen von heute her, da ohnehin eine bloße »Leistungsgeschichte« einer Disziplin inzwischen unzureichend erscheint, schon weil sie zu viel übergeht und zu wenig erklärt. Selbstverständlich kann man nicht, erst recht nicht heutzutage, überall Kennerschaft beanspruchen, weil wir alle Spezialisten geworden sind. Es dürfte schließlich das Schicksal jeglicher wissenschaftlichen Anstrengung sein, auch der damaligen (und natürlich gerade der eigenen), daß sie durch späteres Bemühen überholt wird, wenn auch nicht unbedingt in gerader Linie. Denn manches hat man bei näherer Betrachtung seinerzeit einfach liegen gelassen; es könnte in der Zukunft wieder zur Geltung kommen. Und ganz zuletzt: Blickt man zurück, so kann dies in legitimer Weise auf sehr verschiedene Art geschehen, am einfachsten in Gestalt einer endogenen Perspektive, »innerdisziplinär« – aber eben auch in Gestalt des viel riskanteren Versuchs, an endogene und an exogene Faktoren und Kraftlinien anzuknüpfen oder zumindest an diese zu erinnern, ohne Patentrezept dafür, wie man sie verflechten und vergleichend bewerten könne.

Die Summe mediävistischen Wissens aus der deutschen Geschichte (die durch solche Versuche um 1830/1860 – wie man sich wissenschaftshistorisch erinnert – eigentlich erst geschaffen, jedenfalls gefestigt wurde), hat die anvisierte Generation niedergelegt in zwei Auflagen des »klassischen« Sammelwerks von Bruno Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, in der 8. Auflage Band 1, 1954, also bald nach Kriegsende, und sechzehn Jahre später in der 9. Auflage, Band 1, 1970. Beide Auflagen wurden von Herbert Grundmann herausgegeben. Diese 9. Auflage ist erstaunlich lange gültig geblieben. Die Ursachen seien hier unerörtert. Sie wird für das Mittelalter erst vom Jahr 2002 an durch die anders organisierte 10. Auflage abgelöst werden. Einen neuen »Giesebrecht« (auch dieser einst chronologisch arg unvollständig) gab es nicht. Hermann Heimpel, der daran gedacht haben dürfte, hat sich nicht dazu entschließen können.

Handbücher legen bekanntlich nüchtern dar, was man aktuell und zumeist im Konsens zu wissen glaubt. Sie teilen selten mit, ob dies als eher erregend-neu oder als eher beruhigend-traditionell zu bezeichnen sei. Mit nur wenig Zögern sprechen wir aus, ehe wir zu einigen Besonderheiten und Höhepunkten kommen, daß unsere Disziplin in der Breite des hier behandelten Zeitalters von späteren Historiographen wohl kaum sehr nachdrücklich als innovativ hervorgehoben werden dürfte, abzüglich vielleicht einiger hier mit Befangenheit betrachteter letzter Jahre. Immer ist allerdings die Mediävistik dann benachteiligt, wenn die Geschichte des Gesamtfachs – in der Regel von Neuhistorikern – übergreifend dargestellt wird; der letzte Autor »alter Schule«, der alles noch recht ausführlich und um-

fassend berücksichtigte, war Heinrich von Srbik.²⁹⁾ International betrachtet und im raschen Überblick über Europa hinweg hat ohne Zweifel nur die französische Schule der »Annales« mit ihrem sehr beachtlichen mediävistischen Anteil in der allgemeinen Historiographie-Geschichte langfristig Gnade gefunden oder Aufsehen erregt.³⁰⁾ Deshalb haben wir anfangs von Braudel gesprochen und damit auf die Anfänge seiner zuerst zaghaften oder auch wechselnden Rezeption in Deutschland hingewiesen. Für die ältere Mediävistengeneration, die im Zeitalter nach 1945 wie auch zuvor schon voll aktiv war, muß das Hören von solchen Neuigkeiten der am meisten befremdende und – für den Fall, daß man zuhören wollte – der wohl erregendste »Lernprozeß« gewesen sein. In Heidelberg und darüber hinaus gehörte damals allein Erich Maschke (1900–1982)³¹⁾ hierzu, der nach der Rückkehr aus langer Kriegsgefangenschaft (1953) sich arbeitstechnisch völlig umstellte, das Hochmittelalter verließ und zwei Jahre später sozial- und wirtschaftsgeschichtlich zu publizieren begann. Diese Tätigkeit hat er sehr erfolgreich ausgeweitet. Er war wohl der erste am Ort (und vermutlich darüber hinaus), der schon vor 1960 mit neuen Methoden und neuem Material ins Seminar kam und sich pointiert dem (ökonomisch-sozialen) Spätmittelalter zuwandte, neben dem Schweizer Hektor Ammann, der schon vor Kriegsende damit angefangen hatte. Für das Jahrhundert davor könnte man wohl den deutschen Normalhistoriker, soweit Lehrstuhlinhaber, auch oder gar vor allem dadurch charakterisieren, daß er ausländische Methoden und Ergebnisse im Prinzip und in der Breite als nicht eigentlich rezeptionsfähig ansah.

Das erste und das prägende Adjektiv der hier zu beschreibenden Situation in ihrer ersten Phase, das sich nicht beiseitedrängen läßt, heißt demnach »traditionell«, mit aller Ungerechtigkeit, die solche Etiketten an sich haben. Positiv formuliert scheint die deutsche Mediävistik bald nach 1945 weiterhin faktisch durch zwei Eigenschaften gekennzeichnet zu sein, die inzwischen offenkundig als »konservativ« gelten. Sie stand dem philologischen Denken und dem juristischen Denken näher oder viel näher als die Mediävistiken anderer Länder. Wir sprechen von Mediävistiken im Plural, weil es unverkennbar zu sein scheint, daß gerade die deutsche Mittelalterforschung ihren Weg im vollen Bewußtsein und mit dem besten Gewissen als eine »vaterländische«, als abgegrenzt verstandene Wissenschaft

29) Heinrich von SRBIK, *Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart*, 2 Bde., München/Salzburg 1950. Vgl. Reinhard HÄRTEL, *Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften*, in: *Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*, hg. v. Karl ACHAM, Bd. 4, Wien 2002, S. 127–159.

30) Siehe Anm. 4 und 8.

31) Kuno DROLLINGER, *Verzeichnis der Veröffentlichungen von Erich Maschke*, in: *Aus Stadt- und Wirtschaftsgeschichte Südwestdeutschlands*, Festschrift f. E. Maschke zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1975, S. 281–290 (unvollständig); Erich MASCHKE, *Städte und Menschen*, Wiesbaden 1980, S. VII–XII; Nachrufe: Eckart SCHREMMER, in *HZ* 235, 1982, S. 251–255; Marian BISKUP, *JGMOD* 41, 1993, S. 91–107; vgl. SCHÖTTLER (wie Anm. 4).

begonnen und eben diesen Weg bis in das hier diskutierte Zeitalter fast unbeirrt fortgesetzt hat. So war es vielfach auch anderswo.

In der internationalen Fachwelt stellten und immer wieder auch stellen die »Monumenta Germaniae Historica«³²⁾ den Inbegriff der Leistungen der deutschen Mediävistik dar. Sie edieren die deutschen und mitteleuropäischen Geschichtsquellen, zuerst was das Gemeinwesen und seine Herrscher betrifft, aber auch darüber hinaus in großer Vielfalt mindestens zum Teil von der Spätantike an, mit dem Streben nach Vollständigkeit für das Große und das Ganze jedenfalls seit dem Frühmittelalter bis hin zum 13./14. Jahrhundert. Ganz zutreffend war diese besondere Stellung nie, jedoch weitgehend – zumindest dem Bewußtsein nach. Realität und Mythos wirkten dabei einträchtig zusammen. Man wird sich glücklich schätzen, daß der Transfer des Unternehmens in die Nachkriegszeit ohne gravierende Schäden vor sich gegangen ist. Die Übersiedlung aus Berlin via Pommersfelden nach München hat sich wohl in jeder Hinsicht als günstig erwiesen, auch deshalb, weil die »Monumenta« als Körperschaft des öffentlichen Rechts (seit 1963) der quälenden Diskussion über die Notwendigkeit sogenannter Langzeitvorhaben entzogen sind. Sie verzeichneten ein Stellenwachstum in einiger Parallele zur großen Ausbauphase der Universitäten (im Vergleich zu ihren extrem bescheidenen »preußisch-sparsamen« oder besser »preußisch-armen« Anfängen wurden sie erst in der zweiten Nachkriegszeit recht eigentlich ein Institut) und befinden sich beim Freistaat Bayern in guter Hut. Auch die Verknüpfung mit den Akademien Deutschlands und Österreichs und mit den entsprechenden Schweizer Instanzen hat sich gut entwickelt. Dabei haben die »Monumenta« ohne bemerkenswerte Gesamt-Programmatik oder gar Gesamt-»Theorie« im neueren Stil die gleichsam handwerkliche Spur des Fachs fortgesetzt. Sie entwickeln ihre Methodik im wesentlichen von Edition zu Edition, nicht so sehr generell. Ganz klar war und ist ihre Affinität zur Philologie, aber auch juristischem Denken standen und stehen sie nahe. Je weniger sie kommentieren, einleiten und feingliedern, sondern sich »nur« um Texte kümmern, umso zeitloser und insofern unanfechtbarer nahmen und nehmen sie sich aus – zumal in den

32) Monumenta Germaniae Historica, Bericht für die Jahre 1943–1948 (Friedrich BAETHGEN), in: DA 8, 1951, S. 1–25, und entsprechende Berichte in den folgenden Bänden des DA; Herbert GRUNDMANN, Monumenta Germaniae Historica 1819–1969, München 1969; Horst FUHRMANN, Die Sorge um den rechten Text, in: DA 25, 1969, S. 1–16; Hermann HEIMPEL, 1946: Monumenta Germaniae Historica und Anderes, in: DERS., Aspekte, hg. v. Sabine KRÜGER, Göttingen 1995, S. 253–264; Horst FUHRMANN, »Sind eben alles Menschen gewesen«. Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert, München 1996; Zur Geschichte und Arbeit der Monumenta Germaniae Historica, Katalog, München 1996; SCHULZE (wie Anm. 8), S. 145ff.; Rudolf SCHIEFFER, Die Erschließung des Mittelalters am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica, in: Quelleneditionen und kein Ende?, hg. v. Lothar GALL und Rudolf SCHIEFFER, HZ Beiheft 28 (Neue Folge), München 1999, S. 1–15; Wolfgang ERNST, Die Insistenz der Annalistik, in: Turbata per aequora mundi. Dankesgabe an Eckhard Müller-Mertens, Hannover 2001, S. 223–231; Peter MORAW, Die Rolle der Monumenta Germaniae Historica bei der Erforschung des europäischen Mittelalters – gestern und heute, in: The Past, Present and Future of History and Historical Sources, The University of Tokyo 2002, S. 16–37.

Phasen des raschen Wandels. Horst Fuhrmann hat das klassisch formuliert: Es geht um »die Sorge um den rechten Text«. Natürlich erfreuten und erfreuen sie sich nicht mehr je-ner einmaligen Sternstunde der 1830er Jahre und der unmittelbaren Folgezeit, als man zu-sammen mit den »Regesta Imperii« und den »Jahrbüchern der deutschen Geschichte«, ge-stützt auf die Seminarveranstaltungen führender Editoren und Autoren zumal in Berlin, aus Urkunden-Regesten und regestenartig ausgewerteten Geschichtsschreibern das erste wissenschaftliche Gebäude der älteren deutschen Geschichte errichtete, buchstäblich – so-weit man Quellen besaß – von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr. Es war eine der wahrhaft epochemachenden, wenn auch nicht recht lebensweltlich unterbauten Leistungen des deutschen Positivismus.

Der Situation der »Monumenta« am nächsten kamen und kommen (von der Karolin-gerzeit inzwischen bis zum Ende des Mittelalters wirkend) die »Regesta Imperii« Johann Friedrich Böhmers³³⁾, um deren Ausformung und Kontinuität die deutschsprachigen Län-der abermals mit Recht beneidet werden – ungeachtet ihrer sachlich unzutreffenden Beti-telung, die einen politischen Wunschtraum, nicht aber die Realitäten zum Ausdruck brachte. Dadurch, daß man faktisch »Regesta Regis et Imperatoris« als chronologisch ge-ordnetes Inventar, auf Vollständigkeit bedacht, erarbeitete, konstituierte man eine zweck-mäßige, vorerst in gewisser Hinsicht recht zeitlos und abstrakt wirkende, knappe und vor allem ein Wesentliches treffende »Mittellinie« der älteren deutschen Geschichte. Das war und ist gerade bei deren Eigenart sehr wichtig, wie man rückblickend feststellen wird – auch wenn man sich seinerzeit dieser Eigenart nur selten bewußt wurde. Die »Regesta« werden wie die »Monumenta« weitergeführt. Die »Monumenta« edierten und edieren – jedenfalls außerhalb der Reihe ihrer »Diplomata« und »Constitutiones« – demgegenüber eher »zentrifugal«, nur ihr Mythos ist zentripetal.

Die »Deutschen Reichstagsakten« (seit 1376), das letzte unserer ganz großen Monu-mente mittelalterlicher (und diesmal später auch frühneuzeitlicher) Quellenerschließung, handelten und handeln wie die »Regesta« wiederum zentripetal, und zwar noch stärker als diese aktiv gestaltend-zentripetal. Mit der Gestalt (und mit der Gestaltung) der Mitte und des Kerns ihres Gemeinwesens allerdings hatten die Deutschen immer schon große Schwierigkeiten. Das ist eine oder gar die Hauptfrage der älteren deutschen Geschichte. Sie hat sehr lange Zeit in eigenartiger Weise im Zwielficht oder gar im Dunkeln bleiben kön-nen – jedenfalls als Grundsatz- und Grundfrage –, auch weil sie eine Bekenntnisfrage war, die zur Wahl inzwischen verschiedenen politischen Optionen zwang. Die »Monumenta« hatten keinerlei wissenschaftliche Antwort darauf geben können. Es war auch ungeachtet ihres Titels nicht ihr Thema. Eigentlich gab – um es ganz klar und scharf zu sagen – nie-

33) Die Regesta Imperii im Fortschreiten und Fortschritt, hg. v. Harald ZIMMERMANN, Köln/Weimar/Wien 2000; Paul-Joachim HEINIG, Regesta Imperii. Bericht über den Stand und die Fortführung der Arbeiten im Jahr 2002/2003, in: DA 58, 2002, S. 879–883.

mand eine Antwort, erst recht nicht so langfristig und im internationalen Vergleich standhaltend, wie es wohl nötig gewesen wäre. Antworten gaben, solange sie bestanden, stattdessen die politische Hegemonie und die disziplinäre Hegemonie Deutschlands. Als beide zusammenbrachen, fanden die Nachfolger nur noch Trümmer vor.

Aber zurück zur Grundlagenforschung: Die Schwierigkeiten mit der Mitte und dem Funktionieren des Gemeinwesens begegneten kaum den »Monumenta« und den »Regesta« (die einen betrieben reine Wissenschaft, die anderen pflegten ihre – notwendigen – Fiktionen), sondern pointiert dem ambitioniertesten und daher auch anfechtbarsten Quellen-Unternehmen, eben den »Reichstagsakten«. Zum Ende des hier behandelten Zeitraums hin sind sie in konzeptionelle Schwierigkeiten geraten.³⁴⁾ Inzwischen kann man diese Kritik bei gutem Willen auf allen Seiten als »aufgefangen« betrachten. Anders formuliert: Um den Urvater Leopold Ranke, der ganz unabhängig von manchen kritischen Fragen an seine historische Weltsicht und an deren Voraussetzungen als Wissenschaftsorganisator kaum hoch genug gerühmt werden kann, gleichsam konzeptionell noch zu steigern, hatte sich das Unternehmen zu eng an naturgemäß vergängliche Verfassungsmodelle, vor allem an das einst recht zeitlos gedachte Staatsmodell des 19. und 20. Jahrhunderts gebunden, die sich aus heutiger Sicht nicht halten lassen. Ein »Reichstag« ist eben, was gemäß der deutschen Fachtradition unsäglich schwer zu erlernen war, genau so »historisch« wie der Staat und wie jedes andere geschichtliche Phänomen – ja insofern ein ganz extremer Grenzfall der Historiker, als das Titelstichwort vor 1495 nicht bezeugt ist und die Sache selbst kaum viel früher als 1470 aufgefunden werden kann. Von älteren Reichstagen, wie man dies seit der Karolingerzeit generationenlang getan hatte, zu sprechen, sollte man sich besser nicht gestatten, weil es sich um irreführende Dehnungen der Begrifflichkeit oder im Einzelfall in älteren Bänden um vom Systemzwang geschaffene Fiktionen handelt.

Neben diesen nationalen hat man vor allem landesgeschichtliche Quellensammlungen oft nach längerer Unterbrechung seit Kriegsende, wie sie schon aus materiellen Gründen unvermeidlich war, kaum verändert fortgesetzt. Eine besonders bezeichnende und zugleich respektgebietende Realisierung, stehend zwischen Reichs- und Landesgeschichte, konservierend und »konservativ«, war und ist die »Germania Sacra«.³⁵⁾ Diese »historisch-statistische Beschreibung der Kirche des Alten Reiches«, ein meist archivalisch geborenes und aufgezogenes Halbfabrikat zwischen Quellenedition und Monographie zu gunsten jener kaum je gezählten einzelnen Bischofskirchen, Klöster und Stifte, die diese Kirche ausmachten, läßt individuelle Monographien beinahe entbehrlich erscheinen, sofern nur der

34) Peter MORAW, Versuch über die Entstehung des Reichstags, in: Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich, hg. v. Hermann WEBER, Wiesbaden 1980, S. 1–36; Thomas MARTIN, Auf dem Weg zum Reichstag, Göttingen 1993; Gabriele ANNAS, Hoftag – Gemeiner Tag – Reichstag, 2 Bände, Göttingen 2004.

35) Organisiert vom Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen.

Band der »Germania Sacra« für das entsprechende Gebilde bereits vorliegt. Diese Reihe ist in noch intensiverer Weise als die »Monumenta« auf eine unabsehbare Zukunft berechnet, weil eben der deutsche Geschichtsraum umfangreicher und komplexer ist als jeder andere in Europa. Die schon erwähnte Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften von 1958 gab aus Anlaß der Reichstagsakten, aber eigentlich weitergespannt einem eher skeptisch-resignativen Grundgefühl Ausdruck, was die Fortführung von Quelleneditionen betraf.³⁶⁾

Blickt man hinein in dieses am weitesten gespannte, fachlich wohl von Ausländern als besonders deutsch empfundene Rahmenwerk unserer älteren Geschichte, das heißt in die erschlossenen und zu erschließenden Quellen als eigenes »Gedankengebäude« mit einer eigenen Geschichte, so wird auch deutlich, daß dieses Volk, summarisch und besonders philologisch-quellenkundlich betrachtet, gleichsam zwei ältere Vergangenheiten besitzt, eine lateinische und eine volkssprachliche, diese in eine Mehrzahl von Sprachen und Mundarten geteilt. Man könnte auch von einer »welt«umfassenden Vergangenheit einerseits und von partikularen Vergangenheiten andererseits sprechen. In der Tat sind diese Vergangenheiten von unterschiedlicher Reichweite, Quantität, Dichte und »Qualität«. Damit aber noch nicht genug: Man ist mit ihnen auch im Lauf der Zeit verschieden umgegangen, ja man kann von Zeitalter zu Zeitalter von bemerkenswerten Schwerpunktbildungen in dieser oder jener Hinsicht bei den jeweils einflußreichsten historischen Forschungsrichtungen und Forscherpersönlichkeiten sprechen.

Bald nach Kriegsende hat es einige Jahre hindurch einen »spätesten« romanistisch-lateinischen Neuhumanismus gegeben, auch als moralische Stütze gegenüber der untergegangenen Diktatur.³⁷⁾ Ihm war aber, was die Breitenwirkung betraf, wenig Dauer beschieden. Walter Schlesinger (1908–1984),³⁸⁾ wohl der damalige Meinungsführer der Mediävistik, und andere mit ihm haben demgegenüber fachprägend in Richtung auf die andere, die »germanische« Vergangenheit geblickt, abermals am meisten mit philologischen Argumenten, und haben damit die traditionellen Deutungen, Methoden und Denkrichtungen aus der Vorkriegs- und Kriegszeit weitergeführt. Dies geschah autoritativ und

36) Hermann HEIMPEL, Deutsche Reichstagsakten, Ältere Reihe, in: Historische Kommission (wie Anm. 24), 82–117. Vgl. Quelleneditionen (wie Anm 32), passim.

37) Ernst Robert CURTIUS, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 3. Aufl., Bern/München 1961; Manfred LANDFESTER, Geistiger Wiederaufbau Deutschlands durch die humanistische Erinnerungskultur nach 1945, in: Gießener Universitätsbl. 33, 2000, S. 77–85. Zur bewußt-unbewußten Kontinuität im Fach über 1945 kritisch Götz ALY, Macht – Geist – Wahn, Berlin 1997.

38) Nachrufe: Hans K. SCHULZE, ZfO 33, 1984, S. 227–243; Josef FLECKENSTEIN, Jb. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, 1984, S. 72–81; Karl BOSL, Jb. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 1984 S. 241–243; Hans PATZE, Erinnerungen an Walter Schlesinger, in: Walter SCHLESINGER, Ausgewählte Aufsätze 1965–1979, hg. v. DEMS. und Fred SCHWIND, Sigmaringen 1987 (Vorträge und Forschungen 34), S. IX–XXVIII; Joachim EHLERS, in: GGA 240, 1988, S. 263–282; Elisabeth MAGNOU-NORTIER, in: Francia 16, 1, 1989, S. 155–167.

zugleich wie selbstverständlich – ohne viel Nachdenken darüber, ob eine eher »junge« oder »jugendliche« Kultur (worauf man einst im »Dritten Reich« noch stolz gewesen war) wie die germanisch-frühdeutsche im europäischen Vergleich so recht konkurrenzfähig sein konnte, wie nun einmal das ganze christliche Europa seit der Antike beschaffen war. Mit dem Abschied dieser Generation hat sich dann auch das Bewußtsein von einer umfassenden lateinisch-volkssprachlichen Kulturwelt des früheren Mittelalters unter dem Vorwalten des mediterranen Raums durchgesetzt, mit der unstrittig gewordenen Einsicht darin, wer damals die Lehrer und wer die Schüler gewesen seien und was die Transferleistungen aus großer Vergangenheit, zumal aus legitimierender Vergangenheit, gerade auch für die Germanen und deren noch »jüngere« Nachbarn geleistet haben. Letzterer Wandel hing wohl auch mit dem sich etwas später durchsetzenden Interesse an einer neuen Art von Bildungs- (und darin eingeschlossen: Universitäts-)geschichte des ganzen europäischen Mittelalters zusammen. Schlesinger ist, etwas zugespitzt gesagt, auch deshalb so rasch vergessen worden, weil er zu sehr einer »partikularen« Philologie zugehört hatte.

Wir versuchen nun, ähnlich wie bisher signalhaft zugespitzt, ganz knapp jene fachlichen Höhepunkte des dritten mediävistischen Vierteljahrhunderts zu benennen, die es nach subjektivem Urteil am meisten verdienen. Es steht nur wenig Raum zur Verfügung. Diese Höhepunkte sind wohl von Autor zu Autor am besten als Mixtur von Tradition und Innovation in sehr unterschiedlichem Mischungsverhältnis zu bezeichnen. Denn auch diejenigen, die wir vergleichsweise und subjektiv als »Konservative« bezeichnen, haben in den von ihnen vorangebrachten Forschungsschritten eine Fülle von Neuigkeiten hervorgebracht. Es scheint dabei – etwas anders, als man es bisher getan hat – zweckmäßig zu sein, die Grenzen hin zur neueren Geschichte und zur alten Geschichte partiell zu überschreiten.

Ein Jahr vor dem etwas »zögernden« Münchener Jubiläum von 1958 und gleichzeitig mit ihm traten zwei Überlegungen, Planungen und Unternehmen ans Licht, die jahrzehntelang bedeutsam bleiben sollten und insgesamt das Zeitalter u. E. wissenschaftlich am intensivsten bezeichnen. Man kann beiden eine mehr oder weniger »private«, jedenfalls auf einen kleinen Kreis beschränkte quasiorganisatorische Vorgeschichte zusprechen. Zunächst war dies Werner Conzes »Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte«, dessen ideologische und inhaltliche Wurzeln in der Hitlerzeit (oder, falls dies abtrennbar ist, in den Herausforderungen des Zweiten Weltkriegs) inzwischen klargelegt scheinen, was seinerzeit nur den wenigen Protagonisten ausreichend bekannt war.³⁹⁾ Otto Brunner (1898–

39) Thomas ETZELMÜLLER, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, München 2001 (mit der älteren Literatur); Werner CONZE, *Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht*, in: *GWU* 3, 1952, S. 648–657; DERS., *Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945*, in: *HZ* 225, 1977, S. 1–28; DERS., *Der Weg zur Sozialgeschichte nach 1945*, in: Christoph SCHNEIDER (Hg.), *Forschung in der Bundesrepublik Deutschland*, Wien/München 1983, S. 73–81; Winfried SCHULZE, *Der Neubeginn der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, in: *Deutsche Geschichtswissenschaft (wie Anm. 7)*, 51–37; Winfried

1984) und andere Mediävisten haben je nach Lebensalter und Lebensweg seit den fünfziger Jahren daran mitgewirkt oder unmittelbaren Einfluß erfahren. Brunner war auch beteiligt am Sammelwerk der »Geschichtlichen Grundbegriffe«⁴⁰⁾ (erster Band erschienen 1972), dessen maßgeblicher Kopf neben Conze vor allem der jüngere Reinhart Koselleck mit seiner Idee von einer (deutschen) Sattelzeit um 1800 gewesen ist. Dieses Sammelwerk hat im Lauf der Zeit den mittelalterlichen Anteil an seinen Artikeln deutlich erweitert und hat nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Mediävistik ausgeübt, vor allem auch zusammen mit und durch Brunner den Blick dafür geschärft, daß Begriffe eine Geschichte haben und nur in deren Licht korrekt anzuwenden seien, wesentlich korrekter, als ältere Generationen sich dazu bereit gefunden hatten oder es wissen konnten. Brunner hatte vor seiner schweren Erkrankung nur noch den Artikel »Feudalismus« fertigstellen können. Trotz mancher Schwächen des Gesamtwerks (man hat ihm Mangel an Theorie, Wandel des Konzepts und eine – zuletzt unvermeidliche – Zeitgebundenheit vorgeworfen), hat, so meinen wir, kein anderes großes Werk dieser Generation Leistungen und Problematik ihres Schaffens nachdrücklicher vermittelt.

An Brunners Person hat sich auch eine längere Zeit geführte und noch nicht erschöpfte, kontroverse und inzwischen ausdifferenzierte Diskussion über die »Ideologie« seines Hauptwerks »Land und Herrschaft« (1939, 5. Auflage 1965) geknüpft.⁴¹⁾ Schönend und einseitig kann man von heute her gesehen die Auswahl seiner Quellen mit Recht nennen – gerade im Vergleich zum weitausgreifenden Gültigkeitsanspruch der Aussagen. Man kann auch von der Unterwerfung der Vielfalt der Realitäten, von Zeit und Raum unter vor-

SCHULZE, Der Wandel des Allgemeinen: Der Weg der deutschen Historiker nach 1945 zur Kategorie des Sozialen, in: Teil und Ganzes, hg. v. Karl ACHAM und Winfried SCHULZE, München 1990 (Beiträge zur Historik 6), S. 193–216; Willi OBERKRÖME, Volksgeschichte, Göttingen 1993; Ursula WOLF, Litteris et Patriae, Stuttgart 1996; Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, hg. v. Peter SCHÖTTLER, Frankfurt/M. 1997.

40) Otto BRUNNER, Werner CONZE, Reinhart KOSELLECK, Geschichtliche Grundbegriffe, 8 Bde., Stuttgart 1972–97. Vgl. Christoph DIPPER, Die »Geschichtlichen Grundbegriffe«, in: HZ 270, 2000, S. 281–308; Klaus SCHREINER, Politischer Systemwandel und historische Begriffsbildung, in: Die Kaulbach-Villa als Haus des historischen Kollegs, hg. v. Horst FUHRMANN, München 1989, S. 153–173.

41) Otto BRUNNER, Das Problem einer europäischen Sozialgeschichte, in: DERS., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 2. Aufl. Göttingen 1968, S. 80–102; Robert JÜTTE, Zwischen Ständestaat und Austrofaschismus, in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 13, 1984, S. 237–262; Hans BOLDT, Otto Brunner, in: Annali dell' Istituto storico Italo-germanico di Trento 13, 1987, S. 39–61; Gadi ALGAZI, »Sie würden hinten nach so gail«, in: Physische Gewalt, hg. v. Thomas LINDENBERGER und Alf LÜDTKE, Frankfurt/M. 1996, 39–111; Gadi ALGAZI, Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter, Frankfurt/M./New York 1996; Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (wie Anm. 8), Frankfurt/M. 1999; Gadi ALGAZI, Otto Brunner, Konkrete Ordnung und Sprache der Zeit, in: Peter SCHÖTTLER (Hg.) Geschichtsschreibung (wie Anm. 8), S. 166–203; Reinhard BLÄNKNER, Von der »Staatsbildung« zur »Volksverdung«, in: Luise SCHORN-SCHÜTTE (Hg.), Alteuropa oder Frühe Moderne, Berlin 1999, S. 87–135 (ZHF-Beiheft 23); Alexander JENDORFF, Steffen KRIEB, Adel im Konflikt, in: ZHF 30, 2003, S. 179–206.

gefaßten zeitgebundenen Meinungen reden, die eher punktuelle Gültigkeit beanspruchen können. Diese Haltung teilte Brunner mit Schlesinger und anderen, so sehr sie sich sonst unterschieden haben mögen. Man kann wohl generalisierend den damaligen Zugriff auf die mittelalterliche Vergangenheit in Form einer heute kaum noch begreiflichen Vor-Auswahl und begrifflichen Vor-Sortierung des Stoffes enorm zeitgebunden, harmonisierend und konform nennen, unbeschadet des programmatischen Bekenntnisses Brunners zum Ernstnehmen der Quellsprache, das seinerzeit so beeindruckend klang. Solches galt besonders für die Konzentration Brunners auf die Fehde als »ordnender« Zentralbegriff des Mittelalters anstatt eines sehr verschiedenartig auswertbaren Potentials zu Gunsten des Stärksten oder der Stärksten.

Hier und anderswo war man in Wirklichkeit sehr weit entfernt von jenem Gültigkeitsanspruch, den Theodor Mayer (1883–1972) (noch dazu in seiner sehr ambivalenten Sonderstellung im Fach) mit der Zielsetzung als (endlich) »krisenfeste deutsche Geschichtsauffassung« propagierte.⁴²⁾ Nun hatte man, glaubte er, endlich genügend Reife, Abstand und Erfahrung gewonnen, um das Mittelalter ein für alle Mal abklären zu können. Das war sicherlich nicht der Weg der Zukunft, vielmehr eine Form von Selbsttäuschung, der prinzipiell jede Generation in vielen Disziplinen anheimfallen mag, hier aber besonders problematisch erscheint. Selten sind einzelne Ursachen so klar erkennbar: das Verwechseln des »generellen«, jedenfalls breit gelagerten Mittelalters, wie es die christlich-lateinisch-internationale *communis opinio* bereithielt, mit dem speziellen deutschen Mittelalter dieser Forschergeneration und ihrer Vorgänger, dessen Eigenart gar nicht erkannt worden ist, dann die Isolation im internationalen Milieu und innerhalb des Gesamtfachs und der Nachbarfächer. Mayer, letzter Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* vor Kriegsende (damals »Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichtskunde«), schien den Kollegen in dieser Position nicht mehr tragbar und mußte sich sehr unzufrieden ins Privatleben zurückziehen. Es bot ihm in Konstanz Zeit und Gelegenheit für große Entwürfe, die mittelalterliche und Landesgeschichte programmatisch miteinander verbunden; so viel von Sozialgeschichte wie andere sprach er nicht. Mayer hat in Gestalt des »Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte« (gegründet 1958, Vorform 1951)⁴³⁾ nach mancherlei Mühen und, was diesen Kreis betraf, mit beträchtlichen Meta-

42) Theodor MAYER, Der Wandel unseres Bildes vom Mittelalter. Stand und Aufgaben der mittelalterlichen Geschichtsforschung, in: BDLG 94, 1958, 1–37; DERS., Mittelalterliche Studien. Lindau/Konstanz 1959. Zitat bei Traute ENDEMANN, Geschichte des Konstanzer Arbeitskreises, Stuttgart 2001, S. 87, vgl. 86ff., zuletzt noch Helmut MAURER, Hermann Heimpel und Theodor Mayer, in: Ein Eifler für Rheinland-Pfalz. Festschrift für Franz-Josef Heyen zum 75. Geburtstag am 2. März 2003, 2003, S. 673–687.

43) Zuerst: Städtisches Institut für Landschaftskunde des Bodenseegebietes. – Johannes FRIED, Vierzig Jahre Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, in: Dasselbe, Sigmaringen 1991, S. 11–28; ENDEMANN, Geschichte (wie Anm. 42); Jürgen PETERSOHN, Der Konstanzer Arbeitskreis 1951–2001, Stuttgart 2001; Fünfzig Jahre Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte, hg. v. Stefan WEINFURTER, Stuttgart 2001 (mit weiterer Literatur). Vgl. den Beitrag von DEMS. in diesem Bd.

morphosen die erfolgreichste Nachkriegsgründung im Milieu der deutschsprachigen Mediävistik geschaffen, die wir kennen – inzwischen auf der Insel Reichenau zu Hause. Dies war seine besondere Leistung, deren Ertrag man allerdings nicht hatte vorhersehen können. Von Mayer hat sich dieser Arbeitskreis in eigenständiger Entwicklung nach und nach gänzlich emanzipiert und sich damit »entproblematisiert«, ohne ihn als Gründergestalt für seine Phase zu verleugnen. Heute werden dort die aktuellen Fragen des Fachs diskutiert.

Jene Verknüpfung von Verfassungsgeschichte mit Sozialgeschichte, von der Conze und Gleichaltrige programmatisch gesprochen hatten, war von später her gesehen der erste maßgebliche Befreiungs- und Emanzipationsschritt von der bis dahin maßgebenden Politikgeschichte, der wohl wichtigste seiner Generation, der aus sich selbst heraus weitere Schritte unausweichlich machte. Dieses Handeln warf nicht nur neues Licht auf alte Themenfelder, sondern förderte vor allem die Erschließung neuer Gebiete für Söhne und Enkel und prägte nach und nach die folgenden Jahrzehnte weit über die neuere Geschichte hinaus.

Ebenfalls im Jahr 1957 hielt in Freiburg im Breisgau der Mediävist Gerd Tellenbach (1903–1999) seine wegweisende Rektoratsrede über »Die Bedeutung der Personenforschung für die Erkenntnis des früheren Mittelalters« und wies damit auf seinen »Freiburger Arbeitskreis« hin, dessen Vorgeschichte bis in das Jahr 1952 zurückreicht.⁴⁴⁾ Methodisch war die Alte Geschichte dem Mittelalter zum Beispiel mit der Prosopographie des Alexanderreiches von Helmut Berve vorausgegangen (1926), damals ein innovativer Schritt, der beim grellen Kontrast von welthistorischer Bedeutung und dürftiger zeitgenössischer Dokumentation der Antike den Anfang genommen hatte. Die »Tellenbach-Schule« wies in bisher drei »Generationen« zweifellos den vergleichsweise größten Erfolg auf, den ein auf die Person von Lehrer und Schülern hinorientierter, nahezu privater mediävistischer Zusammenhalt in der deutschen Nachkriegszeit zu präsentieren vermochte. Sehr bemerkenswert ist, wie dieser Kreis sich wandelte und fortentwickelte und zahlreiche Talente aufzog oder an sich band. Wichtige Namen der zweiten Generation waren Josef Fleckenstein und Karl Schmid (1923–1993).⁴⁵⁾ Zeitweise hat man das ganze Fach und seine Lehrstühle in zwei Gruppen aufzuteilen vermocht, je nachdem ob es sich um Tellenbachschüler handelte oder nicht. Jeder kannte dieses Gegenüber, das aber über die üblichen Filiationen hinaus eine spaltende Polarisierung nicht ausgelöst hat, geschweige denn

44) Freiburg Universitätsreden 25, Freiburg/Br. 1957. Nachruf: Arnold ESCH, Gerd Tellenbach 1903–1999, in: QFIAB 79, 1999, S. XXXV–XXXVIII; Gerd TELLENBACH, Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze, 4 Bde., Stuttgart 1988/89; DERS., Aus erinnerter Zeitgeschichte, Freiburg/B. 1981; Dieter MERTENS und Thomas ZOTZ (Hg.), Karl Schmid, Geblüt, Herrschaft, Geschlechterbewußtsein, Sigmaringen 1998, S. IX–XXXIII (Vorträge und Forschungen 44); Michael BORGOLTE, Memoria, in: ZfG 46, 1998, S. 187–210.

45) Programmatisch: Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Dynastie beim mittelalterlichen Adel, in: ZGO 105, 1957, S. 1–62. Nachruf: H. SCHWARZMAIER, in: ZGO 142, 1994, S. 462–466; vgl. MERTENS-ZOTZ (wie Anm. 44).

mit einem politischen Gegensatz zusammenhing, wie er in der zweiten Generation der Nachkriegszeit gelegentlich im Teilfach »Neuere Geschichte« auftreten mochte.

Gleichwohl waren hier Probleme verborgen. Nur ein ahnungsloses Greenhorn konnte dem verehrten Ahnherrn jenes Zusammenhalts seinerzeit in Rom die neugierige Frage stellen, warum man eigentlich für einen so bemerkenswerten, auf dem Weg über die historische Personenforschung in der Tat die Praxis des Fachs revolutionierenden »Zugriff« ausgerechnet das Zeitalter mit den schlechtesten Quellen ausgesucht habe. Es war eine Frage, die damals offensichtlich nicht verstanden worden ist. Darauf gab es wohl auch 1962, als sie gestellt wurde, noch keine Antwort, weil man sich nach der Tradition nur ein einziges Mittelalter, eben die »Kaiserzeit« (ein Schlagwort mit der damals üblichen begrifflichen Großzügigkeit), vorstellen konnte, jedenfalls in der maßgeblichen Spitze des Fachs. Die Frage wurzelte auch in einer auf ganz andere Weise naiv-»unbelasteten« Denkweise, die man heute mit ausgefeilter Terminologie »problemorientiert« nennen mag, da sie die Neugier (das Forschen) über das Zeitalter (das Material) stellte. Das Mittelalter von damals war nicht das ganze Mittelalter. Bei einem zugegebenermaßen damals kaum reflektiert vorgegebenen Rahmen, der »ganzes Mittelalter« hieß, hätte man die historische Personenforschung als innovative Methode zuerst in der dafür am besten geeigneten Periode, der spätesten, anwenden können, um ihre Möglichkeiten voll auszuschöpfen. Vielleicht war es aber gut, daß Tellenbachs Innovationen mit ihren Tochter- und Enkelneuerungen restlos im »eigentlichen« Mittelalter verblieben. So halfen sie mit, ein recht positivistisch-»klassisch« beschaffenes Fach im eigenen Milieu erfolgreich aufzufrischen. Diese Erfolge, über die sich viel Erfreuliches sagen ließe, auch weil sie die Außensicht auf die »klassische« deutsche Mediävistik immer deutlicher mitprägten, müssen hier im einzelnen auf sich beruhen bleiben. Es gilt, ein letztes Mal zu Walter Schlesinger zurückzukehren, dessen vielbewunderte scharfsinnige Darlegungen klassischer Mediävistik als Muster des damals geltenden wissenschaftlichen Habitus dienen können.

Die u. E. wichtigste, weil am meisten bezeichnende, fair ausgetragene Einzelkontroverse des Zeitalters fochten nicht zufällig Schlesinger⁴⁶⁾ und František Graus⁴⁷⁾ miteinander aus. Wenn man nur einen Namen aus der deutschen Mediävistik in der Generation nach 1945 nennen dürfte, müßte man von Schlesinger sprechen. Er verkörpert ebensogut die glanzvolle wie die problematische Seite des Fachs, ja mag auch als Person für den deut-

46) Siehe Anm. 38.

47) František GRAUS, Über die sogenannte germanische Treue, in: *Historica* 1, 1959, S. 71–121; DERS., Deutsche und slawische Verfassungsgeschichte? in: *HZ* 197, 1963, S. 265–317; DERS., Herrschaft und Treue, in: *Historica* 12, 1966, S. 5–44; DERS., Verfassungsgeschichte des Mittelalters, in: *HZ* 243, 1986, 529–589; Peter MORAW, Heimat und Methode. Zur Erinnerung an František Graus, ebd. 251, 1990, S. 283–290; Hans R. GUGGISBERG, Erinnerungen an František Graus, in: *Spannungen und Widersprüche, Gedenkschrift für František Graus, Sigmaringen 1992*, S. 9–12; František GRAUS, *Ausgewählte Aufsätze (1959/1989)*, hg. v. Hans Jörg GILOMEN u. a., Stuttgart 2002 (Vorträge und Forschungen 55).

schen Ordinarius seiner Zeit repräsentativ sein. »Ein außerordentlicher Mensch und Gelehrter« (Josef Fleckenstein), national gesinnt und ein früher Parteigenosse, aber bald antinationalsozialistisch bis zum Kriegsgericht und zur Strafkompagnie, ohne vom aufgeklärt-nationalen, bald antikommunistischen Denken zu lassen, ließ er sein wissenschaftliches Werk aus der mitteldeutschen Landesgeschichte hervorgehen. Dort, wo Deutschland damals sowjetisch besetzt war, war er lebenslang verankert. Er war kein Erzähler, sondern Analytiker und sprach sich vor allem in großen Aufsätzen aus (»Herrschaft und Gefolgschaft in der germanisch-deutschen Verfassungsgeschichte«, »Über germanisches Herrkönigtum«, »Kaisertum und Reichsteilung«, »Karlingische Königswahlen«, »Burg und Stadt«, »Städtische Frühformen zwischen Rhein und Elbe«). Er zog das germanisch-frühdeutsche Mittelalter fast in eines zusammen, um »zentrale Begriffe der frühmittelalterlichen Herrschaftsordnung« – wie er glaubte – »von den in den lateinischen Termini erhaltenen Umnuancierungen zu befreien und die dahinter verborgenen geschichtlichen Sachverhalte zu erkennen« (Hans K. Schulze). Damit führte er eine maßgebende Tradition deutscher Mittelalterforschung auf den Gipfel, ohne sich vor Augen zu halten, daß diese seine germanisch-deutsche Welt im Vergleich zur lateinisch-christlichen eine jüngere Welt war und ohne die lateinische kaum je eigenständig hätte formuliert werden können, ja klar umrissen zu bestehen Schwierigkeiten gehabt hätte. Heute würden viele jene Frage als falsch gestellt ansehen. Schlesinger hat auch entgegen dem Schweigen der Quellen ein »werdendes deutsches Volksbewußtsein« einfach gesetzt, weil es seines Erachtens so gewesen sein mußte, und damit die äußerst komplexen Prozesse archaischer Ethnogenese, wie man sie erst heute kennt, nahezu auf den Kopf gestellt. Volk und Sprache sind, so meint man inzwischen, jüngere Formungen als ihr politischer Rahmen.

Graus (1921–1989) war ein nicht leicht integrierbarer Sonderfall in der deutschen Mediävistik von damals, der er sich – wie erwähnt – als Exilierter und auch schon zuvor (von daheim her) angeschlossen hatte. Er hat Prag nicht wiedergesehen. Vom Stichwort »Krise«, das er mehrfach forschend angesprochen hat, war sein Jahrhundert und erst recht sein Lebenslauf bezeichnet. Vom Stalinismus ist er nur kurze Zeit versucht worden. Sein Leben lang blieb er ein Einzelgänger. Graus verband sich nicht, wie es angesichts der politischen Konstellation der früheren Nachkriegszeit durchaus verständlich gewesen wäre, mit der französischen Mittelalterforschung nach dem Beispiel des Polen Geremek, sondern verblieb im deutschen oder eben im böhmisch-mährischen Milieu. Aber ihm stand über diese beiden hinaus zur Verfügung, was man leicht anachronistisch »moderne Mehrdimensionalität« der Methoden nennen könnte. Denn er war nicht so fest an große ehrenvolle Traditionen, aber auch nicht an deren drückende Last gebunden. Beweglicher als Schlesinger vermochte er mit Beweisstücken aus der mittelalterlichen und der modernen Historiographie und aus der Ethnologie, die Fachbefunde relativierend, zu argumentieren. Der Weg ins ganze Mittelalter und damit in das spätere lag landesgeschichtlich nahe. Zunächst ging es aber um Schlesingers seinerseits lebensweltlich fundiertes, im Kriegserlebnis und vielleicht in der Abwehr gegen »1968« zusätzlich befestigtes traditionsstarkes Verharren im

Umkreis der damals geläufigen Grundthesen über die germanische Vergangenheit (ohne viel zu fragen, was »germanisch« eigentlich sei oder bedeuten könne), geformt aus rückprojizierter deutscher Nationalgeschichte, deutscher Sprachgeschichte und deutscher Rechtsgeschichte, auch deutscher Siedlungsgeschichte. Diese war konkret, aber aus jenen sollten auch ungeachtet dünner oder lückenhafter Quellengrundlage Gewißheiten oder besser Selbstverständlichkeiten bekenntnishaft vermittelt werden, die zuletzt im Mythischen wurzelten. Dafür brachte Graus kein Verständnis auf. Für ihn ging es um nicht mehr als um kritisch zu prüfende Argumente wie anderswo auch. Besondere Angriffspunkte waren Schlesingers Darlegungen über die germanische Treue, ein ideologisiertes und quellentechnisch immunisiertes Theorem, und über die Einheitlichkeit einer oder eher der germanischen Verfassung. »Dem ganzen romantischen Bau der ältesten deutschen Geschichte« (gemeint war damit nach heutigem Verständnis deren Verankerung in der vordeutschen Vergangenheit, P. M.) »droht heute bereits der Einsturz« (Historica I, 121). So ist es dann auch gekommen. An dem kaum minder gefährlichen, weil fast zeitlos gebrauchten Begriff »Volk« hat Schlesinger festgehalten, während er in anderen Punkten nachgiebig war. Graus hatte mit seiner Kritik zweifellos recht. Daß, wie Schlesinger meinte, die deutsche Landesherrschaft in ziemlich gerader Linie aus der germanischen Adelherrschaft hervorgegangen sei, haben auch andere mit guten Gründen energisch bestritten, voran Karl Ferdinand Werner, der zu den Führenden bei der heute durchgesetzten Meinung gehörte, daß die lateinisch-romanische Tradition als die überlegene und langfristig maßgeblich formende in Europa anzusehen sei.

Es ist Zeit, daß wir uns zum Abschluß des Textes der in unseren Augen wichtigsten Phase des Vierteljahrhunderts, der Phase des Wandels, nähern, die in Gestalt einiger Vorboten etwa seit 1960 oder kurz danach zaghaft sichtbar wurde und um oder nach 1970 zu Tage trat. Weitere Wandlungen sollten außerhalb der hier zu behandelnden Zeitspanne folgen, die nicht mehr zu diskutieren sind.

Fragen wir sogleich nach dem Ergebnis: Neben das eine, faktisch einzige allgemein akzeptierte deutsche Mittelalter bis hin zu den Autoritäten der siebziger Jahre trat ein zweites, chronologisch anschließendes Mittelalter des 13. bis 15. Jahrhunderts. Es vermochte sich »nicht vorbelastet« allen jenen Möglichkeiten zu eröffnen, die das Zeiterleben, ausländische Mediävistiken und individuelle Forscher-Innovationen nach und nach mit sich gebracht und angeboten haben.

Zunächst ging es einfach um die Chronologie. Gerade Theodor Mayer⁴⁸⁾, einer der Wortführer der »Klassik«, hatte in seinem programmatischen Rückblick und Vorausblick von 1958 auf seine Disziplin, in einem der herausragenden Dokumente der Fachgeschichte, mit Selbstverständlichkeit das Jahr 1250, das Ende der Staufer, als Endpunkt gesetzt. Nur die »Kaiserzeit«, wie sie wie gesagt damals ohne Rücksicht auf die Realitäten hieß, war des

48) Siehe Anm. 42.

Interesses würdig. Anschließend kam im weiterhin auch für Mayer maßgebenden protestantischen Horizont »das Morgenrot der Reformation«. Heute, da die große Mehrzahl der deutschen und deutschsprachigen Mediävisten im späten Mittelalter forscht, ist dieser Tatbestand nur noch schwer verständlich zu machen. Am besten begreift man ihn wohl als Symbiose von rühmlicher, einst auch politisch rühmlicher und etwas später immerhin noch trostreicher Vergangenheit und von professoraler Autorität, die sich beide anscheinend auf »gleicher Augenhöhe« begegnet und verschwistert haben. Die Außenwelt blieb außer acht.

Der Autor ist für die Phase des Wandels befangen, da er sie selbst recht intensiv miterlebt hat; gleichwohl kann man sie an dieser Stelle nicht einfach übergehen. Er hat noch beobachtet, daß es zur herrscherhaften Attitüde der Disziplin gehörte, daß die Frage nach der Vollständigkeit des Objekts, hier der deutschen Geschichte des Mittelalters, für die Mediävistik überhaupt keine Rolle gespielt hat. Die Abfolge der Lehrstühle war Nachweis genug; zur Führungsrolle der deutschen Geschichtswissenschaft gehörte auf einfache Weise die Erinnerung an die politische Führungsrolle in der Vergangenheit. Der erste Schritt zur Vervollständigung der Chronologie, zuerst innerhalb des Mittelalters, ein paar Jahre später nicht ohne das Vorbild des Mittelalters auch innerhalb der Neuzeit durch die Entdeckung der nachreformatorischen »Frühen Neuzeit« als selbsttragender Periode, war anfangs bestimmt nicht eine Sache alten oder gar neuen Selbstbewußtseins, sondern etwas Defensives, einfach um nicht noch mehr Blößen zu bieten und mehr Schwächen zu zeigen. Das entsprach dem Lebensgefühl einer anderen Generation, der Generation der Kriegs- und Nachkriegskinder.

Die Entdeckung dieses »zweiten Mittelalters« war aber mehr als eine chronologische Vervollständigung um rund 250 Jahre, wenn auch zuerst diese. Das Motiv war politisch, zumindest bei einigen. Die Problematik eines im vollen Sinn des Wortes »fragwürdigen«, wenn auch offenbar weiterhin im Prinzip verteidigungswerten Bildes, das der lange Weg der deutschen Geschichte durch mehr als tausend Jahre bot, rückte nämlich schlagartig ins Bewußtsein. Auf diesem langen Weg war manches problematisch. Die Festreden zum 17. Juni 1953 gaben keine befriedigende Antwort, auch wenn sie von (etablierten) Professoren der Geschichte gehalten wurden, zumal sich gleichzeitig immer mehr herausstellte, daß im Fach nahe beim Hauptproblem auch »handwerklich« manches versäumt oder nahezu schuldhaft ohne Antwort geblieben war. Zusammengefaßt und konzentriert, wie es damals nötig schien, kann man das Fragwürdige die »Kontinuitätsfrage« der deutschen Geschichte nennen. Der Autor hat sich in der Heimpel-Festschrift (gedruckt 1972)⁴⁹⁾ erstmals hierzu geäußert und will das hier nicht wiederholen. Der Text hat damals Toleranz der Älteren verlangt.

Damals sind auch, wie das manche Historiker am eigenen Leib verspürt haben, und in der Folgezeit neue Grenzen durch Mitteleuropa, durch den einheitlichen deutschen Geschichtsraum gezogen worden. Auch dieses hatte man sich zuvor nicht vorstellen können,

49) Peter MORAW, Gedanken zur politischen Kontinuität im deutschen Spätmittelalter, in: Festschrift für Hermann Heimpel, Bd. 2, Göttingen 1972, S. 45–60.

so daß man sich wissenschaftlich darauf nicht vorbereitet hatte. Etwas später ist dies dann als die »Kohärenzfrage« der älteren deutschen Geschichte formuliert worden. Beide Fragen brachten die Fragilität des klassischen Geschichtsbildes unerbittlich zum Ausdruck. Neue politische Grenzen waren zuletzt durchaus im Stande, alte Grenzen neu zu beleben oder zu akzentuieren. Es war nicht schwer vorauszusehen, daß für junge, nachmittelalterliche Nachfolgestaaten der älteren einheitlichen Geschichte das Bedürfnis zu Tage trat, sich durch eine »eigene« Geschichte zu legitimieren und zu profilieren, so gut es eben möglich war, und damit aus der alten großen, einst unproblematischen Einheit neue problematische Einheiten herauszutrennen. Partikularisierung war oder wurde bald – auch aus forschungstechnischen Gründen – ein Grundzug der Generation, unter dem Namen der Vertiefung. Sie sollte erst zum Jahrhundertende durch eine Hinwendung zu neuen europäischen Maßstäben ein Gegengewicht finden. Gleichwohl ist Obiges, was wie beschrieben ein Nachkriegsprodukt war, noch im Jahr 2003/04 aktuell und fügt dem einfachen quantitativen Ertrag der Öffnung hin zu einem »Zweiten Mittelalter« neue Dimensionen hinzu. Es ging also nicht einfach um die ungemischte Freude an Erweiterung, Bereicherung, Methodenzuwachs und dergleichen. Wieder vereinfacht auf den Punkt gebracht: Wenn 25 und noch mehr Staaten im neuen Europa in solcher Art ihre Vergangenheit aufsuchen und neu ausmessen, die sich nicht anders als überschneidend oder auch auf neue Art konflikthaft herausstellen kann, dann wird sich das zuerst räumlich auswirken.

Das »klassische« Mittelalter, wie man heute sagen kann, das die »Monumenta«, ihre Nachbareditionen und deren Mythen und viele ausgezeichnete Historiker geschaffen hatten, ist wie oben erwähnt sehr lange Zeit das legitime, prägende und maßstabbildende Mittelalter, aber nicht das alleinige gewesen. Zwei Momente wirkten dem Fürsichstehen entgegen: die landesgeschichtlichen Traditionen der deutschen Länder und der Nachbarländer, die immer auch auf das spätere Mittelalter verwiesen und immer auch auf chronologische, wenn auch oft nur dynastisch-chronologische Kontinuität geachtet hatten, und die Rolle großer Einzelpersonlichkeiten im Fach, die zwar im Hergebrachten großgeworden sind, aber sich nicht auf das Hergebrachte beschränkt gesehen haben. Für die Generation, von der hier die Rede ist, war dies in erster Linie Hermann Heimpel⁵⁰⁾. Hans Patze⁵¹⁾, der sich ähnlich verhielt, wird man primär der Landesgeschichte zusprechen.

50) Siehe Anm. 23, 32, 36. Hermann HEIMPEL, Entwurf einer deutschen Geschichte, in: Die Sammlung 8, 1953, S. 405–415. Dazu: Ernst SCHULIN, Hermann Heimpel und die deutsche Nationalgeschichtsschreibung, Heidelberg 1998; Pierre RACINE, Hermann Heimpel à Strasbourg, in: Deutsche Historiker (wie Anm. 8), S. 142–156. Vgl. Arnold ESCH, ebd. S. 159f. Nachrufe: Hartmut BOOCKMANN, in: GWU 40, 1989, S. 451–452; In memoriam Hermann Heimpel, Göttingen 1989; Hartmut BOOCKMANN, Versuch über Hermann Heimpel, in: HZ 251, 1990, S. 265–282; DERS., Der Historiker Hermann Heimpel, Göttingen 1990; Arnold ESCH, in: Jb. d. Dt. Akademie für Sprache und Dichtung 1988, S. 151–158; Horst FUHRMANN, in: Jb. d. Bayerischen Akad. d. Wiss. 1989, S. 204–210; DERS., in: DA 45, 1989, S. 372–374.

51) Nachrufe: Werner PARAVICINI, in: Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 5, 1995 Nr. 2, S. 5–8; Hans K. SCHULZE, in: Hess. Jb. f. LG 47, 1997, S. 287–293;

Heimpel, mit großem Einfluß im Fach, groß als Persönlichkeit zeitweilig auch im politischen Milieu und als Autor bedeutender Werke, der Göttingen zu einem Mittelpunkt der Mediävistik gemacht hat, hat sehr angesehene Schüler, aber keine Schule hervorgebracht. Er war wohl zu vielfältig interessiert, um sich auf ein Kernthema oder eine Methode festzulegen. Auch Patze, zuerst Archivar und dann Historiker, hat bei seinen fast enzyklopädischen Neigungen eher Weggefährten als konzeptionelle Fortsetzer gefunden. Im »Konstanzer Arbeitskreis« ist er – gleichsam unwiderstehlich organisierend –, von 1967 an der erste Protagonist des »zweiten Mittelalters« geworden, ohne daß man bei ihm den Typ des Vordenkers aufsuchen möchte. Das hat sich am von Patze aufgeworfenen Residenzenproblem gezeigt, das sich eher als ein Sekundärproblem des Primärphänomens »Hof« herausgestellt hat. Diese einflußreichen und angesehenen Gelehrten haben die Wege gewiesen, ohne die das Kommende wohl nicht leicht realisierbar gewesen wäre. Allerdings hatte es einfach eine »kritische Masse« von genügend einigermaßen gleichrangig Beteiligten geben müssen, um einschlägige Diskussionen zu führen, die dann tatsächlich nach einiger Zeit »selbsttragend« geworden sind.

Es war für das Fach eine glückliche Fügung, daß die Beteiligten aus beiden »Mittelaltern«, von denen die einen ihre Ziele haben erst formulieren lernen müssen, von Anfang an zu einem friedlichen Neben- und Miteinander gelangt sind, was durch jene oben erwähnte Lehrstuhlvermehrung sehr erleichtert worden ist. Auch die »Plattform« des Konstanzer Arbeitskreises hat dabei bald nach dem Ende der Ära »Mayer« (1968) unter dem Einfluß von Patze und Graus eine große Rolle gespielt. Der Begriff »Strukturgeschichte« war zeitweise gültig für Mittelalter und Neuzeit. Die landesgeschichtlichen »Inseln«, die schon bestanden hatten und die neu hinzukamen, sind zumindest tendenziell vereinigt und neu einbezogen worden. Das »zweite Mittelalter« spielte sich stofflich, zum Teil auch geographisch, jedenfalls forschungs-sozial und forschungs-kulturell größtenteils auf anderen Schauplätzen ab, so daß die »Klassik« und deren Erneuerung, etwa durch die Tellenbach-Schule, kaum »gestört« wurden. Was in der Praxis nebenan geschah, wurde eher als Ergänzung empfunden denn als Konkurrenz. Die »Revolution« war so friedlich, daß man sich rasch an sie gewöhnt hat. Für beide »Mittelalter« war zunächst auch das nationale Interpretament das selbstverständliche, von dem man sich erst im letzten Viertel des Jahrhunderts gelöst hat; insofern verhielten sich beide auch »klassisch«.

Gleichwohl sollte man sich über das große Ausmaß und das Gewicht der Neuerungen nicht täuschen. Sie haben in der Tat rasch den Weg zu ganz anderen Interpretamenten geöffnet und haben auf das »klassische« Mittelalter offen und versteckt zurückgewirkt. Vertreter der philologischen Historie hätten schwerlich den allerdings kaum je so radikal aus-

gesprochenen, eher im Hintergrund gehaltenen Satz akzeptiert, daß ein Endziel von Geschichtswissenschaft, dort wo es erreichbar sei, quantitativ formulierbare oder geographisch-kartographisch-flächendeckende Aussagen unter Kennzeichnung der Lücken sein sollten und daß ein »nur« phänomenologisches Vorgehen per se unvollständig und problematisch und nur so lange hinnehmbar sei, wie man sich nicht anders verhalten könne. So deutlich in Richtung auf die amerikanischen Kliometriker mochte man deshalb formulieren oder denken, weil das erste überwältigende Erlebnis die Materialfülle und die verwirrende Vielfalt der neuen Stoffe gewesen ist oder gar noch heute ist.

Als nächstes folgte die Einsicht, daß man »multimethodisch« statt »methodentreu« und demgemäß »problemorientiert« vorgehen müsse, schon um sich zurecht zu finden und um das wirklich Wichtige zu identifizieren. Das Auswählen des Wesentlichen hat sich wohl als das schwierigste Problem herausgestellt, denn die Relevanzfrage gilt für das Neue wie für das Alte. Diese Aussagen sind im Hinblick auf den seinerzeitigen Wissensstand (von etwa 1965/70/75), zu dem man sich fairerweise für die Anfänge zurückversetzen wird, ein wenig von später her formuliert. Sie sind seinerzeit nicht mit jener Klarheit ausgesprochen worden, die man für die Gegenwart erhoffen kann. Mitgedacht werden sollte ferner das weiterhin fachpolitisch vorerst überwältigende Gewicht der »Klassik«, die zunehmende Rezeption ausländischer Literatur, die starke Regionalisierung des Forschungsstandes gemäß unserer langfristigen Forschungsgeschichte sowie parallele oder analoge Innovationen im Teilfach der neueren Geschichte.

Es fällt noch heute schwer, die Frage zu beantworten, ob das »Zweite Mittelalter« ohne weiteres von einer einheitlich breiten Welle des Wunsches nach Neuerungen getragen war. Allerdings traten ziemlich gleichzeitig Phänomene ans Licht, die man rückblickend als entschiedene Signale der Innovation verstehen kann. Dabei fehlten – das wird man beim Blick auf die neuere Geschichte unterscheiden wollen – in der Mediävistik tagespolitische Motive, soweit man heute sieht; endogene Motive oder halb-endogene Motive (wie oben angedeutet) dürften hier (wie bald in der Frühen Neuzeit) die wichtigeren gewesen sein.

Wie dem auch gewesen sein mag, das erste Heft der »Zeitschrift für historische Forschung« in Zielrichtung auf das späte Mittelalter und auf die frühe Neuzeit, mit einer gewissen innovativen Programmatik, von der hier aus Befangenheit nicht die Rede sein soll, erschien 1974, die von Bielefeld ausgehende Zeitschrift der Neuhistoriker »Geschichte und Gesellschaft« folgte ein Jahr später. Im gleichen Jahr 1975 veröffentlichte die recht konservative »Historische Zeitschrift« (Band 221) einen fast revolutionären Titel, Alfred Haverkamps Aufsatz⁵²⁾ über »Die »frühbürgerliche« Welt im hohen und späteren Mittelalter«, mit »Konzept« und »Theorie«. Zuvor hatte es dort wohl nur einen einzigen weit in die Zukunft gerichteten Text gegeben, den des Schweizer Historikers Werner Näf, ange-

52) S. 571–602.

nommen vermutlich auch wegen dessen Heimatherkunft (1951).⁵³⁾ Näf war auf seinem Gebiet den deutschsprachigen Kollegen aus der »Klassik« terminologisch und inhaltlich mindestens um zwanzig Jahre voraus; für ihn war es selbstverständlich, in Westeuropa und dessen Diskussionskultur zu Hause zu sein. Ja, Näf nahm Hauptergebnisse des großen europäischen Unternehmens der neunziger Jahre »Die Entstehung des modernen Staates in Europa (13.–18. Jahrhundert)« vorweg. In beiden Fällen hieß es, daß der (moderne) Staat, ein »Leitfossil« historischen Forschens neuen Stils, wenn man so sagen darf, im späteren 13. Jahrhundert entstanden sei und zwar ganz im Westen und Süden des Kontinents, und sich von dort aus gleichsam auf den Weg gemacht habe. Welten trennten diese Aussagen, die wir heute im wesentlichen für richtig halten, vom Grundsatzdenken und von den Einzelauffassungen Schlesingers und seiner Kollegen. Im Jahr 1971 (begonnen 1965) wurde eine größere Arbeit über den deutschen Kaiserhof des 14. und frühen 15. Jahrhunderts abgeschlossen, die dieses unbekannt gewordene oder auf dem Illustriertenniveau angelangte Phänomen in die Mitte der neuen Verfassungs- und Sozialgeschichte stellte, bei der Frage nach dem Funktionieren des Gemeinwesens auf den Staatsbegriff völlig verzichtete, eine neue politische Geographie anstrebte, die Elitenfrage stellte und quantitative Aussagen zu machen suchte, wo überall es möglich schien. Der Wettbewerb mit Westeuropa wurde aufgenommen, etwa gleichzeitig mit Ernst Schuberts bahnbrechendem Buch über »König und Reich« (1979).

In dieser Lage kam und kommt es darauf an, ohne scharfen Bruch einen Übergang oder eher ein Nebeneinander, fortan vielleicht eine Abklärung oder gar Verschmelzung zweier Situationen zu betreiben und zu begünstigen – ein Anliegen, dem man sich im Interesse der Disziplin und womöglich der ganzen deutschen Geschichte nach wie vor verpflichtet fühlen mag. Mit großem Dank gedenkt man weiterhin der Toleranz der Älteren, die die jungen Leute haben gewähren lassen, obwohl sich diese anschickten, den herkömmlichen »Staat des hohen Mittelalters« und manches andere hinter sich zu lassen – nicht nur in Gestalt andersartiger, auch gegensätzlicher Sachaussagen, sondern auch durch das Aufweisen mancher methodischen und begrifflichen Probleme ihres Erbes. Die jungen Leute waren gleichwohl auf die üblichen Qualifikationswege des Fachs angewiesen. Es war in der Tat neben den sachlichen Anstößigkeiten ein zweites Anliegen: jene Selbstgewißheiten des 19. und 20. Jahrhunderts zu beseitigen, die die Botschaft aus der dahinterliegenden Vergangenheit überformt hatten, aber nicht ganz in der Weise Brunners. Traditionskritik führte auch zur Aufgabe des unhaltbar gewordenen »Objektivitätsideals«, nicht um dieses durch ein zweites »besseres« seiner Art zu ersetzen, sondern einem ständigen kritischen Dialog zuliebe. Er allein scheint es zu erlauben, die immer neuen Fallgruben der Me-

53) Werner NÄF, Frühformen des modernen Staates im Spätmittelalter, in: HZ 171, 1951, S. 225–243. Vgl. Wolfgang WEBER, Voraussetzungen und Erscheinungsformen des Staates in der deutschen Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts, in: *Visions sur le développement des états européens*, Rome 1993, S. 169–202.

thoden und der Sachen, die weiterhin auf dem Weg des Historikers lauern, immer neu ins Auge zu fassen, und lehrt mit ihnen umzugehen, wenn nicht im ersten Anlauf, dann in einem zweiten. Das sichere Wissen Theodor Mayers vom Mittelalter von einst scheint unendlich weit in der Vergangenheit zu liegen.

So mag die Chronologie, hier als erstes Signal des Wandels von 1970/75 hervorgehoben, um primär den unerträglichen Zustand der Inkonsistenz der älteren deutschen Geschichte zu mildern oder zu beenden, nur ein Symbol sein für Umfassenderes und Wichtigeres. Immerhin ging es um ein »Loch« von einem Vierteljahrtausend, mit dem »Tiefpunkt« im 15. Jahrhundert, dessen man sich so abgrundtief schämte. Im »Gebhardt« (9. Aufl.) hatte man den Zusammenhalt der deutschen Geschichte an dieser Stelle »offiziell« schon aufgegeben.⁵⁴⁾ Das »neue« Mittelalter ist also gemäß der Lage der Geschichtswissenschaft im vergangenen Jahrhundert nicht einfach in einer Sternstunde, eher in einer Notlage zur Welt gekommen und will sich nicht seinerseits als »klassisch« erweisen, sofern das »Klassische« auch im Sinn des Faktums gemeint ist, daß das Selbstbildnis des deutschen Geschichtsprofessors notwendig mit eingeschlossen sei. Die Zeiten haben sich geändert und sind bescheidener geworden.

54) Friedrich BAETHGEN, Schisma- und Konzilszeit, Reichsreform und Habsburgs Aufstieg, in: Bruno GEBHARDT, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 1, hg. v. Herbert GRUNDMANN, 8. Aufl. Stuttgart 1954, S. 505–583, bes. 567. Vgl. die 9. Aufl. Bd. 1, Stuttgart 1970, S. 608–692.